

Der Märkische Eulenspiegel.

das ist:

Seltfame und kurzweilige Geschichten

von

Hans Clauert

in Trebbin.



Von

O. J. B. Wolf.

Volksbücher. 39.

Leipzig, Verlag von C. Wigand.

**INSTYTUT
BADAN LITERACKICH PAN
BIBLIOTEKA
00-330 Warszawa, ul. Nowy Świat 72
Tel. 22-62-63**



23956
BIBLIOTEKA
MUSEUM
KRAJOWE
WARSZAWA

Peter Clauert

Hans Clauert

Hans Clauert,

Schlosser aus Trebbin.

Wie Hans Clauert zum Handwerke gebracht ward und seinen Meister mit einem Bauern zusammenbrachte.

Vor nunmehr vielen Jahren wohnte ein Bürger zu Trebbin in der Mark Brandenburg, der hieß Peter Clauert, und zeugte mit seinem ehelichen Weibe einen Sohn, mit Namen Hans. Dieser war von Natur ein so merkwürdiger Mensch, daß seines Gleichen kaum Einer wieder nach ihm kommen wird. Nach zurückgelegten Knabenalter brachte ihn sein Vater nach Zerbst und ließ ihn das Schlosserhandwerk erlernen. Als er nun in der Lehre war und sein Lehrmeister einmal gute Freunde bei sich hatte, denen Hans Clauert Wein und Bier einschenkte, da begab sich's, daß von Ungefähr ein starker vierschrotiger Bauernknecht vor das Haus kam und heftig an die Thür klopfte. Um ihm aufzumachen, lief Hans Clauert eilends hinaus und fragte: „was des Bauern Begehren sei?“ Dieser gab ihm zur Antwort: „Ich wollte gern ein Schloß kaufen.“ Darauf sagte Hans Clauert: „Ich habe keine Macht dazu, dieselben zu verkaufen; ich will aber meinen Meister heraustrufen, der wird euch den Kauf bald sagen. Damit ihr aber desto besser zum Handel kommen könnet, so mögt ihr wissen, daß mein Meister sehr schwer hört; deshalb muß Einer gar laut rufen, wenn er etwas verstehen soll.“ Der Bauer glaubte auch, daß dieses sich also verhalte. Hans Clauert merkte,

daß sein Vorhaben einen glücklichen Fortgang haben werde. Darum berichtete er in gleicher Weise auch seinem Meister, „es wüßte Einer ein Schloß zu kaufen, derselbe sei aber fast taub,“ was denn sein Meister auch glaubte. Indem nun dieser zur Stubenthüre hinausging, schrie ihm der Bauer entgegen, so laut er nur immer konnte: „Einen guten Tag, Meister! einen guten Tag!“ Da fing Hans Clauert in der Stube vor dem Tische an zu lachen, und sagte zu den Gästen: „Ich habe sie Beide zusammengebracht; sie mögen sehen, wie sie wieder auseinander kommen.“ Dies verstanden aber die Gäste nicht, sondern wunderten sich über das große Geschrei und glaubten nicht anders, als daß die Leute beide unsinnig geworden wären; denn der Meister schrie noch viel heftiger als der Bauer, und das Geschrei über den Kauf wurde so lange getrieben, bis endlich Jeder von ihnen mit ruhigen Worten zu sich selbst sagte: „Hat mich denn der Teufel mit solchem Narren betrogen?“ So kamen sie von dem Narrenschel-



ten endlich gar zum Raufen und Schlagen, und richteten einander mit dem Hammer gar häßlich zu, bis zuletzt die Nachbarn von der Gasse und des Kleinschmieds Gäste aus der Stube kamen und Frieden stifteten. Später lachten die Nachbarn und Gäste gewaltig darüber, als sie den Grund des Lärmes erfuhren und Hans Clauerts wunderlichen Kopf dabei kennen lernten.

Wie es Clauerten ergangen ist, als er von seinem Meister fortgewandert war.

Als Clauert das Schlosserhandwerk fertig verstand und also bei seinem Meister ausgelernt hatte, wo er noch viele seltsame Schwänke trieb, begab er sich auf die Wanderschaft, konnte aber immer keine Arbeit bekommen. Da er nun sein Geld verzehrt hatte, gerieth er eines Abends in ein Dorf, wo gerade eine Hochzeit war. Zu dieser war auch der Schmied dieses Ortes mit seiner Frau und seiner Tochter eingeladen. Clauert bat den Schmied um Herberge; dieser aber gab ihm zur Antwort: „Die Kleinschmiede erweisen doch den Grobschmieden wenig Gutes; deshalb darfst du dich bei mir keiner Herberge getrösten, sondern magst in's Wirthshaus gehen.“ Dem armen Gesellen wollte es schwer werden, aus leerem Beutel Geld zu bezahlen. Deshalb ging er hin und legte sich unter einen Schoppen vor des Schmiedes Thüre, in der Meinung, wenn der Schmied nach Hause kommen würde, so wollte er ihn überreden, daß er ihn zur Herberge aufnehmen möchte. Hier war Hans Clauerten mehr Glück beschieden als Recht. Als er nämlich in der Kälte verborgen da lag vor der Thüre des Schmiedes, kam die Tochter desselben vom Tanze nach Hause, um das Vieh zu beschicken. Diese ließ die Hausthür offen stehen, und während sie nun ihren Schmuck in der Kammer ablegte, schlich Clauert unterdessen behend in die Stube und stieg auf die Hünden über dem großen Kachelofen, um daselbst die Nacht hindurch in der Wärme zu schlafen. In jenem Dorfe nämlich hat jeder Bauer über seinem Kachelofen eine geflochtene Hürde, worauf sie während der Winterszeit die Käse

zu trocknen pflegen. Hier lag nun Clauert in größter Furcht und Angst und das Mädchen ging wieder zum Abendtanze. Als nun der Schmied und seine Frau von der Hochzeit nach Hause gekommen und längst zu Bette gegangen waren, brachte des Schmiedes Tochter den Sohn des Schulzen in dem Dorfe mit sich, setzte sich mit ihm hinter den Tisch, trug Essen und Trinken auf, und scherzte freundlich mit ihm, bis sie der junge Schulze fragte: „ob sie ihm nicht einen Kuß geben wolle?“ Das gute Mädchen weigerte sich Anfangs, entschloß sich aber endlich, ihm seine Bitte zu gewähren. Um dies Alles mit anzusehen, rückte Hans Clauert etwas weiter vor. Da wurde auf einmal der untere Theil schwerer als der obere und er fiel sammt den Hürden vom Ofen herab. Darüber erschrafen Beide gar heftig, liefen davon und ließen Essen und Trinken sammt dem Lichte auf dem Tische stehen. Clauert, darüber hoch erfreut für seinen hungrigen Magen, steckte das Brod und die andern Speisen in seine Tasche, fand außerdem noch fünf Groschen Geld auf dem Tische liegen, die er ebenfalls mit sich nahm, und trollte so zum Hause hinaus. Den übrigen Theil der Nacht verkroch er sich vor dem Dorfe in einen Heuschober, in welchem er ganz sanft schlief bis an den lichten Morgen. Denn er befürchtete, wenn der Schmied erwachen und ihn ergreifen würde, so möchte er ihm den großen Hammer zu kosten geben, dessen die Kleinschmiede gar wenig gewohnt sind.

Wie Hans Clauert nach Ungarn zog, dort aber keine Arbeit fand und eines Grafen Büchsenmeister ward; wie er ferner daselbst starb und wieder lebendig wurde.

Mit solchen Lebensmitteln und den obenerwähnten fünf Groschen zog Hans Clauert hin und her auf seinem Handwerke, um Arbeit zu suchen. So kam er bis in's Land Ungarn, und weil er ein guter Büchsenmeister war, so wurde er als solcher daselbst von einem jungen Grafen auf- und angenommen. Diesem diente er denn auch eine Zeitlang und vertrieb ihm mit lächerlichen und kurzweiligen Scherzen die Zeit. Deshalb wurde er

sehr lieb gehalten und erhielt neben seiner Besoldung noch manches schöne Trinkgeld. Davon bewahrte er jedoch sehr wenig auf, weil ihn lose Gefellen, mit denen er sich gern einließ, gewöhnlich um dasselbe brachten. Es ist aber im Lande Ungarn der Gebrauch, daß die Edelleute, welche unter den Grafen stehen, diesen auch dienen müssen und daß dieselben, so oft sie zu Hause gewesen sind und wieder nach Hofe kommen, den Herren oder ihren Frauen ein Geschenk mitbringen, sollten es auch nur einige Kapaunen sein, deren sie besonders viele haben. Oben erwähnter Graf hatte noch seine Mutter, welche die Herrschaft führte. Diese sprach einstmals scherzweise zu Clauerten: „Hans, du siehst, daß unsere andern Hofdiener uns fortwährend Geschenke bringen, und du hast uns bisher noch Nichts gebracht; hättest du dies gethan, so würden wir uns gegen dich auch gnädiger zu erzeigen wissen.“ Da erwiderte Clauert: „Gnädige Frau, so mir das Glück etwas bescheeren wird, so will ich eure Gnaden auch nicht vergessen,“ und dachte sofort auf Mittel und Wege, wie er der Gräfin ein Geschenk bringen könnte, damit er auch vielleicht mit Gnaden überhäuft werden möchte, wie die andern Hofdiener. Gewöhnlich aber pflegen jene Grafen ihre Diener, die in ihrem Lande bei ihnen zu bleiben Lust haben, mit etlichen Unterthanen zu begaben. Clauert ging nun eines Abends hin in den Meierhof der Gräfin, der nicht weit von jenem Schlosse liegt, und sagte zu der Meierin, die Gräfin hätte befohlen, sie solle alle Gänse und Kapaunen abschlachten und abbrühen, welche er des andern Tages früh nach Hofe bringen sollte. Es ist nämlich in jenem Lande Sitte, daß man die Gänse sowohl als die Hühner brühet und die Federn wegschüttet. Da die Meierin wußte, daß Clauert bei dem Grafen ein angenehmer Diener war, so schenkte sie ihm leicht Glauben; sie würgte die Gänse und Kapaunen ab und reinigte sie von den Federn, wie er befohlen hatte. Als es nun Tag werden wollte, hing Clauert die vierundfünfzig Kapaunen und die sechsunddreißig Gänse an zwei Stangen, ließ sie von vier Bauern vor sich hertragen, ging dann zu der Gräfin und sprach: „Gnädige Frau, ob ich gleich bisher nicht viel gehabt

habe, was ich euer Gnaden hätte schenken können, so habe ich doch jetzt die hier gegenwärtigen Kapaunen und Gänse herbeizuschaffen vermocht, die ich euer Gnaden verehren will.“ Die Gräfin dankte ihm herzlich dafür und versprach es mit Gnaden zu erkennen und zu vergelten.

Ehe es aber Abend ward, kam die Meierin und fragte die alte Gräfin, warum sie denn den Meierhof so wüste gemacht und alle Gänse und Kapaunen habe schlachten lassen, da sie doch solche bei ihren Unterthanen wohl hätte bekommen können? Darüber erschrak die Gräfin und fragte, aus welcher Ursache sie dies gethan hätte? Die Meierin berichtete Clauerts Befehl, welchem sie hätte nachkommen müssen. Deswegen ward die Gräfin Clauerten so feind, daß sie ihn nicht wieder vor ihr Angesicht wollte kommen lassen. Darüber ward Keiner so betrübt als der junge Graf, da er nun seinen liebsten Diener nicht mehr vor seine Mutter bringen durfte. Da gab ihm Clauert den Rath, er solle einen Sarg machen lassen. In diesen legte sich Clauert, als ob er todt wäre, und der Graf befahl ihn dann mit Fackeln in die Kirche zu tragen und ließ zum Leichenzuge läuten. Als die Mutter fragte: „wer gestorben sei?“ erwiderte der Graf: „Mein lieber Clauert ist todt.“ Die Gräfin wollte ihn zum letzten Male noch sehen und ging deshalb mit ihrem Sohne, dem Grafen, in die Kirche hinab. Als sie zum Sarge kamen, in welchem Clauert lag und zugedeckt war, sagte der Graf zu seiner Mutter: „Ach liebe Frau Mutter! ich bitte euch um des Himmelswillen, wollet doch diesem armen Clauert seine Missethat, sofern er euch etwa beleidigt hat, hier in dieser Welt verzeihen!“ Die Gräfin glaubte, er wäre todt und sagte: „Ob er gleich heftig wider uns gesündigt hat, so verzeihen wir ihm doch hiermit sein Vergehen.“

Als nun Clauert diese tröstlichen Worte hörte, sprang er aus dem Sarge heraus, fiel vor der Gräfin nieder, und dankte ihr auf's Unterthänigste für die ihm erwiesene Gnade. Da erschrak die Gräfin und hätte gern mit ihrem Sohne und mit Clauerten gezürnt; aber sie meinte, es möchte für sie nicht rühmlich sein, ihr Wort zu brechen. So blieb Clauert an diesem Hofe,

bis Pesth und Ofen von den Türken belagert und jener Graf gefangen ward, wo dann Hans Clauert keinen Herrn mehr hatte und deshalb seinem Handwerke nachziehen mußte.

Wie Clauert Arbeit sucht, aber keine findet und deshalb sich zu den Spizbuben gesellt.

So mußte nun Clauert kläglich von seinem Herrn Abschied nehmen und wußte für die Zukunft nichts weiter anzufangen, als seinem Handwerke nachzuziehen. Dieses wollte ihm jedoch durchaus keinen Gewinn bringen und der Bauch wollte gleichwohl gesättigt sein. Deshalb begab sich Clauert zu einer Rotte, die man Spizbuben nennt, und erlernte von denselben ihre Kunst so fertig, daß er mit Recht ein Meister derselben hätte genannt werden können. Er behalf sich auch eine Zeitlang damit, bis endlich ein solcher Handel im ganzen Römischen Reiche bei schwerer Strafe verboten wurde. Da erdachte sich Clauert einen neuen Fund; er hing eine Trompete um seinen Hals und gab sich für einen Trompeter aus, der kürzlich aus Ungarn gekommen wäre. Dies that er, damit er um so leichter in den vornehmsten Wirthshäusern zur Herberge aufgenommen werden und seine Nahrung daselbst bei den stattlichen Gästen finden möchte. Zu jener Zeit nämlich waren eben die Städte Pesth und Ofen in Ungarn von den Türken gestürmt und eingenommen worden, wie in der vorigen Geschichte schon erzählt worden ist.

Wie Clauert Sturm bläst, als Pesth and Ofen gestürmt ward.

So zog nun Hans Clauert mit der Trompete herum. Die Kriegsleute aus Ungarn aber brachten immer wenig Geld mit sich, und deshalb konnte Clauert auch nicht viel von ihnen bekommen. Da kam er endlich in eine Stadt, in welcher zwei Wirthshäuser waren; er fragte, welches das beste von diesen zweien sei. In dieses ging er dann und bat um Herberge. Die Wirthin entschuldigte sich damit, daß sie in Abwesenheit ihres Mannes Ni-

manden beherbergen dürfe, und je heftiger er um Herberge nachsuchte, desto mehr und ungestümer verweigerte sie ihm dieselbe, so daß er zuletzt davon zu gehen Willens war. Gleichwohl aber dachte er bei sich selbst, daß, wenn er in einer schlechten Herberge einkehren sollte, wohin nur schlechte Leute kämen, die wenig Geld hätten, sein Beutel ihm wohl ebenso leer bleiben würde, als er vorher gewesen. Während er nun so zur Stubenthüre hinaus trat, sah er dieser gegenüber im Hause ein kleines Stübchen ein wenig offen stehen, in welchem ein wohlberechtigtes Bette stand. In dieses Stübchen verkroch er sich unter das Bette und wartete daselbst in der Meinung, daß vielleicht etliche Gäste in das Wirthshaus kommen möchten, zu denen er sich heimlicher Weise gesellen und von welchen er dann seine freie Zehrung erhalten könnte. Ehe aber die Gäste kamen, ward Clauerten unter dem Bette die Zeit sehr lang. Da kam unvermuthet die Wirthin in das Stübchen und führte ihren guten Freund mit sich hinein. Dieser legte seinen braunen Mantel ab und die Wirthin trug ihm das beste Essen und Trinken auf; dann setzte sie sich zu ihm an den Tisch nieder und scherzte freundlich mit ihm, und Beide aßen und tranken und kosteten nach Genügen mit einander. Da fing zuletzt der gute Freund an von der neuen Zeitung aus Ungarn zu reden und zu erzählen, wie der Türke Pesth und Ofen gestürmt und eingenommen hätte. Die Wirthin, die noch nichts von der Bestürmung einer Stadt gehört hatte, fragte ihren Freund: wie das wohl zugehe, wenn eine Stadt gestürmt und erobert würde. Als dieser es ihr erklären wollte und sie dabei zärtlich umfaßte, fing Clauert mit Ungeßüm an unter dem Bette hervor Sturm zu blasen. Da dachten Beide nicht anders, als daß der lebendige Teufel vorhanden wäre, sie liefen vor Schrecken davon, vergaßen dabei Essen und Trinken und ließen die noch übrigen Speisen und Getränke stehen, und der gute Freund vergaß selbst seinen Mantel mitzunehmen. Clauert konnte es sich nicht besser wünschen, als es ihm begegnete; er setzte sich hin, aß was ihm schmeckte und schenkte ein und trank aus bis an den lichten Morgen. Da hing er dann des guten Freundes braunen Mantel um, band in dem-

selben einen Aermel zu und steckte die zwei besten silbernen Becher hinein; dann warf er die Trompete über den Mantel und ging damit in das andere Wirthshaus, welches in jener Stadt war. Dort legte er sich auf eine Bank, bis der Wirth aufstand, welchen er sodann um Herberge bat. Dieser nahm ihn auf, obgleich sowohl der Wirth selbst als auch andere Leute nicht anders glaubten, als daß er ein Narr wäre.

Als nun Clauert bei dem Mittagmahle Wein forderte, wollte ihm der Wirth keinen reichen lassen, außer wenn er ihn vorher bezahlt hätte. Da aber Clauert kein Geld hatte, so suchte er den einen von den zwei Bechern hervor und wünschte einiges Geld auf denselben zu haben. Der Wirth erkannte sogleich an dem Merkzeichen dieses Bechers, daß derselbe seiner Nachbarin gehörte; er schickte deshalb heimlich zu der Wirthin, wo Clauert jene Becher bekommen hatte, und ließ sie fragen, ob sie nicht etliche Becher verloren hätte; ihm sei nämlich einer derselben in die Hände gekommen. Die Wirthin lief ganz unbesonnen dahin und warf Clauerten vor, daß er ihr den Becher gestohlen habe. Darauf erwiderte Clauert: „Ich habe Niemandem etwas gestohlen, sondern ich habe die Becher bekommen, als man Pesth und Ofen stürmte, denn ich habe daselbst zum Sturme geblasen;“ er bat auch die Wirthin, „sie möchte ihn mit solchen Worten fernerhin verschont lassen,“ und sagte, „wofern ihr die Becher beliebten, so könnten sie ihr um eine billige Bezahlung wohl abgelassen werden.“ Die Wirthin wußte sich schuldig, da sie wider ihre Ehre gehandelt hatte; deshalb winkte sie Clauerten, er möchte zu ihr hinaus kommen. Clauert verstand wohl, wie diese Kreide schrieb, und ging zu der Frau hinaus; er empfing von derselben fünfzig Thaler und stellte ihr dagegen die beiden Becher zurück. Deshalb war er nun auch viel fröhlicher als zuvor, und sprang und tanzte mit dem braunen Mantel und der Trompete, welche er über denselben gehängt hatte, auf der Gasse herum, um zu versuchen, ob auch Jemand diesen Rock kennen würde. Da ward jenem guten Manne, welchem der Mantel gehörte, sehr bange; er begab sich deshalb heimlich zu Clauerten, schenkte ihm dreißig Thaler

für den Mantel und bat ihn inständig, er möge nur um Gotteswillen Niemandem etwas davon sagen. Clauert versprach es wohl zu thun, wer es aber halten würde, dafür ließ er den guten Freund sorgen; daher weiß auch Niemand etwas davon zu sagen, als Kinder und alte Leute.

Wie Clauert heimzieht und sich verheirathet

Da nun Hans Clauerten seine Beute wohl gerathen war, so daß er sich in ganz kurzer Zeit und mit gutem Gewissen achtzig Thaler verdient hatte, da gedachte er seinem Vater einen frommen Sohn nach Hause zu bringen. Er verschickte deshalb seine Trompete und kehrte nach Trebbin zurück. Sein Vater war darüber auf's Höchste erfreut, daß er einen solchen Beutel voll Geld mit nach Hause brachte, und überredete seinen Sohn in den Ehestand zu treten, in der tröstlichen Hoffnung, Hans werde die alte Haut abgezogen haben und sein Geld gut anzulegen wissen. Dies that Clauert auch auf's Beste, wie aus den nachfolgenden Geschichten zu erschen ist.

Wie Clauert mit der Braut von Trebbin nach Treuen-Briezen fuhr und auf dem Wege seine Hofleute zählte.

Kurze Zeit darauf begab sich's, daß Balten Luffe aus Treuen-Briezen Margaretha, die Tochter des Bürgermeisters Peter Müller zu Trebbin, heirathete. Als nun der Tag herankam, wo man die Braut von Trebbin nach Treuen-Briezen führen sollte, wie es in jenem Lande Sitte ist, ward unter Andern auch Clauert zur Hochzeit eingeladen und machte dabei einen Reiter. Nach seiner Gewohnheit hing er ein großes Jägerhorn auf den Rücken, um vielleicht ein Lachen damit anregen zu können. Dies kam ihm denn auch auf der Fahrt sehr zu Statten. Denn als die Leute von Treuen-Briezen der Braut entgegenritten kamen und einen geehrten Mann bei sich hatten, der sich, um die Braut aufzunehmen, auf eine herrliche Rede vorbereitet hatte, war

diesem doch, gegenüber dem fremden Volke, der Muth so sehr entfallen, daß er nichts Ordentliches hervorzubringen im Stande war. Clauert bemerkte bald, daß der Mann erschrocken war; deshalb sagte er zu ihm: „Mein guter Freund! haltet ein wenig inne mit der Rede, ich muß herumblasen und meine Hofleute zählen, damit ich nicht etwa einen derselben verloren habe.“ So gleich fing er an auf seinem Horne zu blasen und sprengte drei bis viermal um die Wagen herum, fortwährend blasend, bis er glaubte, der Redner werde sich erholen und seine Rede wieder gefaßt haben. Da hörte er auf zu blasen und sagte: „Lieber Freund, meine Ritter sind noch alle da; habt ihr nun etwas zu reden, so mögt ihr es vorbringen.“ Unterdessen hatte der Redner sich besonnen, hielt darauf eine schöne Rede und empfing die Braut sammt ihren Freunden und Verwandten. So zogen sie zusammen nach Treuen-Briezen, wo die Hochzeit in Freuden begonnen und Clauerts Hornblasen von allen Gästen gewaltig belacht ward.

Weil nun zu Treuen-Briezen die Sitte war, daß, wenn einer von den Rathsfreunden oder Kindern derselben Hochzeit hielten, sie am dritten Tage der Hochzeit hinaus in ihre Meierei ritten, wo sie frische Milch oder sonst eine Mahlzeit bestellen ließen, und jede Mannsperson dabei eine Frau oder Jungfrau hinter sich auf sein Pferd nahm: so hatte Clauert auch eine vornehme Jungfrau hinter sich aufgesetzt. Als sie nun wieder in die Stadt zurückritten, geschah es, daß Clauert seinem Pferde die Sporen gab und in vollem Galopp in die Stadt hineinsprengte. Da fing die Jungfrau an zu schreien: „Ach Clauert, Clauert! reitet langsam oder ich werde vom Pferde fallen.“ Clauert aber antwortete ihr: „O liebe Jungfrau, ich kann das Pferd nicht halten, greift schnell herum und haltet euch am Sattelknopf an!“

Die Jungfrau hatte in ihrer Angst vergessen, daß Clauert keinen Sattel auf dem Pferde hatte, und griff deshalb eilends mit beiden Händen nach dem Sattelknopf. Als sie bemerkte, daß der Sattel ganz fehlte, schrie sie immer heftiger, sie werde fallen.



Clauert aber sagte zu ihr, sie solle ihn nur fest umklammern, so werde sie nicht fallen. Dies that denn die Jungfrau, und so sprengte Clauert mit den andern Herren und seinen Mitgesellen fort, bis sie vor dem Hause ankamen, in welchem die Hochzeit gefeiert wurde. Da hielt er an und zeigte den Gästen, wie die Jungfrau ihn zärtlich umarmt hätte, damit sie nicht vom Pferde gefallen wäre. Da schämte sich die Jungfrau so sehr, daß sie eilends nach Hause lief und nicht wieder zur Hochzeit kam. Hatten nun die Hochzeitsgäste Clauerts Hornblasen zuvor hinlänglich belacht, so war dieses Reiten Jedem noch viel lächerlicher. So ward also die Hochzeit in aller Fröhlichkeit vollendet und jene Leute hätten Clauerten später wohl oftmals gern wieder bei sich gehabt, wenn sie guter Dinge waren.

Wie Clauert seine Nahrung zu erwerben anfang und wie ihm der Markt
übel gerieth.

Als Clauert von jener Hochzeit nach Hause gekommen war, da verdroß es ihn den Hammer zu heben und auch das Feilen mochte er nicht mehr hören. Da gedachte er ein Kaufmann zu werden; er zog also hin in's Land Mecklenburg, kaufte daselbst zweihundert Ziegen und Böcke, trieb dieselben am Tage des Laurentius nach Züterbock auf den Markt und verkaufte sie so, daß er den Winter hindurch seine Nahrung wohl hätte davon haben können. Mit diesem Gelde aber dachte er noch mehr zu erwerben, zumal da er in der Spigbüberei sehr wohl erfahren war. Deshalb setzte er sich mit etlichen Spigbuben vor dem Stadtkeller zu Züterbock nieder, um zu spielen, und spielte so lange, bis die Andern über ihn Meister wurden und ihm sein ganzes Geld, welches er sich durch seinen Handel erworben, abgewonnen hatten. Da wußte Hans Clauert nicht mehr, was er anfangen sollte; er nahm die Karten, mit welchen sie gespielt hatten, und steckte sie in seinen Kober. So ging er denn nach Hause gen Trebbin; dort hing er den Kober, in welchem die Karten waren, in seinem Hause an die Wand, ging dann in die Stube, setzte sich an den Tisch und sah, die Hand an den Kopf gelehnt, gar traurig aus. Seine Frau Margaretha war solche Traurigkeit bei ihm gar nicht gewohnt und fragte ihn deshalb: „Lieber Hans, warum seid ihr doch so traurig? das pflegt ihr ja sonst gar nicht zu thun; was gilt's, ihr habt das Vieh nicht gut verkauft oder gar verborgt?“ Hierauf erwiderte Hans Clauert: „Ja freilich, liebe Gretha, ich hab' es ganz ungewissen Leuten verborgt; gehe nur einmal hinaus, in dem Kober an der Wand wirst du die Handschrift wohl finden.“ Margaretha wollte die Handschrift aufheben, fand aber in dem Kober nichts weiter als Kartenblätter. Darüber erschrak sie und rief ihm zu: „O Hans, ich dürfte wetten, ihr habt das Geld verspielt!“ Clauert erwiderte: „Aus der Schuldversicherung kannst du wohl erachten, wer meine Schuldeute sind.“ Da fing sie an, Ach und Weh' zu schreien, daß sie einen solchen Mann bekommen



hätte, der ihr Alles durchbrächte. Mit solchem Geschrei lief sie zu dem Rathause, wo die Rathsherren eben versammelt waren, und klagte dort über ihren Mann, daß er nur darauf bedacht wäre, Alles durchzubringen und ihr in keiner Sache folgen wollte; daneben erzählte sie auch, was er kürzlich erst in Züterbock begangen hätte. Die Rathsherren ließen Clauerten auf das Rathhaus fordern, gaben ihm einen derben Verweis und geboten ihm, daß er seinem Weibe auch bisweilen folgen solle, wenn sie ihm zu etwas Gutem rathen würde. Clauert versprach es zu thun und ging wieder nach Hause; da erwischte er zufällig einen starken Prügel, mit welchem er nun seinem Weibe zu folgen gedachte. Als diese Solches merkte, wartete sie nicht erst auf ihn, sondern lief zum Hause hinaus. Da ging Clauert wieder zu den Rathsherren und bat sie, wenn er seinem Weibe folgen solle, so möchten sie ihr doch gebieten, daß sie seiner auch harren möchte; denn sie sei gar zu schnell auf den Füßen und er sei von seiner weiten Reise gar zu müde geworden, so daß es ihm unmöglich wäre, so schnell zu laufen; deshalb möchte er ihr auch nicht folgen. Die Rathsherren mußten darüber lachen und Clauerten bei seiner alten Gewohnheit beharren lassen.

Wie Clauert bei dem Kurfürsten zu Brandenburg von seinem Weibe verklagt ward und wie er den Kurfürstlichen Befehl in die Syree warf.

Hans Clauerts Weib predigte ihm täglich so viel von dem verspielten Gelde vor, daß er ihr oftmals mit einem Prügel zu folgen veranlaßt ward. Dieses gedachte sie besser zu machen und verklagte deshalb ihren Mann bei ihrem Landesherrn, dem Kurfürsten von Brandenburg. Dieser hatte bis dahin viel von Clauerten gehört; deshalb war ihm eine solche Klage sehr angenehm. Er ließ also Clauerten auf einen gewissen Tag vor sich bescheiden und dieser erschien auch als ein gehorsamer Unterthan an dem bestimmten Tage. Nachdem Clauert über die Sache verhört worden war, erhielt er vom Kurfürsten einen Befehl an Gustachius von Schlieben, der damals Hauptmann auf Trebbin

und Zoffen war, dessen Inhalt war: „der Herr von Schlieben solle Hans Clauerten wegen des verspielten Geldes bis auf des Kurfürsten Ankunft gefangen setzen lassen.“ Der Kurfürst nämlich war Willens, wenige Tage darauf zu Trebbin ein Nachtlager zu halten. Daneben befahl der Kurfürst noch, daß Clauert den Brief ja so schnell als möglich dem Herrn von Schlieben überbringen sollte. Clauert merkte aus einigen Umständen wohl, daß der Befehl für ihn nicht gut ausfallen werde; deshalb erbrach er den Brief und gab einem Knaben drei Pfennige, um ihm denselben vorzulesen. Als er den Inhalt desselben vernommen hatte, warf er den Brief in die Spree und ließ ihn schwimmen; er selbst aber ging in den Bernauiischen Keller und verharrete daselbst noch drei Tage. Am fünften Tage darauf kam der Kurfürst nach Trebbin; sogleich fragte er den Eustachius von Schlieben, wie es um Clauerten stände; ob er ihn noch gefangen halte oder wieder frei gelassen habe? Der Herr von Schlieben gab dem Kurfürsten zur Antwort, daß ihm über Clauerts Gefängniß gar nichts bewusst wäre. Der Kurfürst fragte weiter, ob ihm Clauert nicht einen Befehl überbracht hätte? und davon wußte der Herr von Schlieben noch viel weniger etwas. Da ließ der Kurfürst Clauerten sogleich vor sich fordern, stellte sich sehr zornig gegen ihn und fragte ihn: „Wo hast du den Brief gelassen, den wir dir übergeben haben?“ Clauert antwortete: „Ho ho, gnädigster Herr! ist dieser Brief noch nicht hier?“ Der Kurfürst sagte: „Wie sollte er hier sein, wenn du ihn nicht überbracht hast?“ und fragte Clauerten noch einmal: „wo er den Brief gelassen hätte?“ Da erwiderte Clauert: „Gnädigster Kurfürst und Herr! Eure Gnaden haben mir befohlen, daß ich den Brief ja so schnell als möglich hierher nach Trebbin überbringen sollte. Nun hatte ich zu Berlin noch Vieles auszurichten, so daß ich in zwei Tagen noch nicht von dort hinwegkommen konnte. Deshalb warf ich denselben auf die Spree, damit er vorausschwimmen und desto eher ankommen möchte, und es wundert mich nicht wenig, daß er, gegen meine Erwartung, so lange ausgeblieben ist.“ Der erlauchte Kurfürst vermochte, ob er schon gegen Clauerten Ernst zu

gebrauchen Willens war, doch vor Lachen nichts Ernstliches vorzunehmen, und ließ also Clauerten mit seinen Sachen hingehen. Von dem Tage an ward aber Clauert bei jenem Fürsten so bekannt und angenehm, daß er zu ihm kommen konnte, wenn er wollte.

Wie Clauert für seine Frau Wein holte.

Kurze Zeit darauf geschah es, daß der Kurfürst zu Trebbin ein Nachtlager hielt. Dabei gedachte sich Hans Clauert einen guten Trank zu holen, welchen er auch durch folgende List bekam. Als er sah, daß der Kurfürst an einem bequemen Orte stand, wo er ihn ansprechen konnte, suchte er hineinzukommen und meldete demselben, daß er ein armes krankes Weib zu Hause hätte, die er mit einem Trunk guten Weines wieder aufzubringen hoffe (während er sie doch lieber mit einem Löffel voll Wassers ersäuft hätte); weil er aber aus gänzlicher Mittellostigkeit nicht im Stande sei, den Wein zu bezahlen und noch viel weniger an diesem Orte Geld zu bekommen wüßte, so bäte er unterthänigst, der Herr möge doch ein Werk der Barmherzigkeit thun und seiner armen franken Frau mit einem Trunk guten Weines gnädigst zu Hülfe kommen. Hierauf gab der Kurfürst, weil ihm Hans Clauert unbekannt war, sogleich den Befehl, daß man ihm eine Kanne Rheinischen Wein geben solle. Als Clauert den Wein hatte, vergaß er seines Weibes, ja er konnte nicht einmal das Thor vom Schlosse herab finden, sondern gerieth an die Küchentür, wo er zum guten Trunke auch noch einen guten Bissen suchte. Dies gefiel den Köchen sehr wohl; sie brachten das beste Essen herbei, das sie hatten, genossen aber dagegen auch von dem guten Weine. So tranken sie mit einander, bis der Boden in der Kanne zu sehen war. Da sagte einer von den Köchen: „Hätten wir von diesem Weine noch eine Kanne, wir möchten sehen, wie es Clauerten vergolten würde. Clauert tröstete sie und sprach: „Trinket diesen aus; ich weiß, daß der Herr mir noch eine Kanne Wein giebt.“ Darauf nahm er die Kanne und füllte sie in der Küche

mit Wasser. Da er nun bemerkte, daß der Kurfürst eben zum Fenster herabsah, ging er seines Wegs dahin und stellte sich, als ob er nicht gut sehen könnte. Jetzt schien es ihm aber die rechte Zeit zu sein; er fiel mit der Kanne nieder, beklagte sich sehr darüber



und stellte sich, als ob er nicht wieder aufstehen könnte. Als der Kurfürst dies sah, sprach er: „Ach, der arme Mann wird sich mit dem Gesichte nicht gut behelfen können; wie geht's ihm doch so übel? Wir haben befohlen, ihm eine Kanne Wein zu geben, um sein krankes Weib damit zu laben; nun ist er so schlimm gefallen, daß er nicht wieder aufstehen kann, und hat dazu auch den ganzen Wein verschüttet.“ Zugleich befahl er auch, man solle ihm die Kanne alsbald wieder mit Wein füllen. Clauert, darüber auf's Höchste erfreut, dankte dem Kurfürsten für diese ihm erwiesene hohe Gnade, dachte aber sogleich wieder an den vorigen Ort, wo man gute Bissen speiste; er ging also in die Küche zurück,

trank den Wein mit den Köchen wieder aus , und ließ seine Frau anstatt des Weines Wasser trinken.

Wie Clauert nach dem Vogel schoß.

Der Markgraf Joachim , der Zweite dieses Namens , Kurfürst von Brandenburg , pflegte oftmals mit den Bürgern zu Berlin und Köln nach dem Vogel zu schießen. Dabei spannte Hans Clauert dem Kurfürsten gewöhnlich seinen Bogen und trieb mancherlei Kurzweil unter der Vogelstange ; denn nach der Zeit , wo Clauert jenen Brief weggeworfen , hatte ihn der Kurfürst sehr gern bei sich. So hielten sie denn einstmals in Berlin ein Bogelschießen. Da kam Clauert etwas spät an , so daß der Vogel beinahe zum Abschusse dastand. Der Kurfürst wußte wohl , daß Clauert eine ganz besondere Kunst im Schießen sich angeeignet hatte ; er gab deshalb Clauerten seinen Bogen und befahl ihm , anstatt seiner zu schießen. Wiewohl nun Clauert nicht so einfältig war , als er sich stellte , so nahm er doch den Bogen und zielte auf den Riegel , der unten durch die Stange ging. Der Kurfürst und die übrigen Schützen sahen ihm eine Weile zu und lachten über sein sonderbares Vorhaben , bis ihn der Kurfürst endlich fragte : „Hans , was machst du ? auf diese Weise wirst du den Vogel nimmermehr herabschießen.“ Clauert erwiderte : „Ach ja , gnädigster Herr , ich glaube , wenn ich den Riegel , der die Stange hält , entzwei schießen werde , so soll der Vogel wohl herabkommen.“ Dies mußte ihm zwar ein Jeder als wahr zugeben , dennoch aber meinten die Schützen , er sei ein Narr. So schoß Clauert das erste Mal weit unter dem Vogel hin , und als er deshalb von dem Kurfürsten gestraft ward , sagte er : „Ach , gnädigster Kurfürst und Herr , wie soll denn ein Narr gut schießen können !“ Der Kurfürst mochte wohl bei sich denken , daß es ihm dabei kein Ernst gewesen sei. Deshalb befahl er auch zum zweiten Male , als die Reihe an ihn kam , daß Clauert für ihn schießen möchte. Da stellte er sich noch viel einfältiger als vorher ; er wackelte mit dem Bogen hin und her und fragte fortwährend den

Kurfürsten, ob er nun loschießen sollte, bis ihm endlich der Narrheit genug zu sein schien. Da schoß er sogleich den Vogel herunter. Als der Vogel herabfiel, fragte er dennoch, ob er ihn denn auch getroffen hätte? So fröhlich nun der Kurfürst darüber war, so traurig und unwillig waren die übrigen Schützen, nur durften sie sich's nicht merken lassen, daß ein solcher Narr über die Klugen Meister geworden war.

Wie Clauert ein altes Weib versuchte, ob sie auch fluchen könnte.

Als Clauert einmal zu Sebekow entlaufen war, kam er noch an demselben Tage vor ein anderes Dorf in dem Lande Mecklenburg. Da saß ein altes Weib in einem Garten und raufte das Unkraut aus. Clauert grüßte das Weib ganz freundlich und sie erwiderte den Gruß noch viel freundlicher.

Weil nun Clauert sehr wohl wußte, daß sowohl Manns- als Weibspersonen in jenem Lande heftig schelten und fluchen, so fragte er die alte Mutter: „ob sie auch fluchen könnte?“ „O nein, mein lieber Sohn,“ erwiderte sie, „wo sollte ich denn das Fluchen gelernt haben? das sei ferne von mir; ich bin keinem Menschen so gram, als dem, der immer flucht.“ Clauert sagte heimlich zu seinem Reisegefährten: „Das will ich bald versuchen, ob es wahr ist.“ Darauf sprach er weiter zu dem alten Weibe: „Habe ich doch vielen Leuten gehört, liebe Mutter, daß ihr eine Zauberin und eine lose ausgefeimte alte Dirne seid?“ Da fing das alte Weib an zu schelten und zu fluchen, so sehr, daß Niemand sein Lebenlang es ärger gehört haben kann; sie hieß ihn einen Schelm und einen Dieb und wünschte ihm mehr als zwanzig Tonnen voll Teufel in den Leib, und solcher fürchterlicher Flüche stieß sie noch unzählige aus, die wir hier nicht alle aufzählen können. Clauert lachte nur darüber und sagte zu ihr: „Sehet, sehet nun, liebe Mutter, habe ich euch nicht gefragt, ob ihr auch fluchen könntet? worauf ihr mir zur Antwort gegeben habt, daß euch das Fluchen gar nicht bekannt wäre; wo habt ihr's denn jetzt so schnell gelernt? Hätte ich das gewußt, so hätte ich lieber geschwiegen.“

Das Weib erwiderte: „Hui, du magst den Teufel darnach fragen und mich nicht.“ Und je mehr Clauert das Weib zu versöhnen suchte, desto ärger und heftiger schalt und verwünschte sie ihn, so daß er sich zuletzt nichts mehr wünschte, als so weit wie möglich hinweg zu sein.

Wie Clauerts Hühner Eier legen ohne Schaaalen.

Zu Trebbin wohnte ein Gastgeber, mit Namen Valentin Schneider, dessen Stallung an Clauerts Hof stieß. In diesem Stalle hing an einem Wandloche ein Hühnerneft, in welches Clauert aus seinem Hofe durch die Wand greifen konnte, und aus welchem er auch gewöhnlich die Eier nahm. Als Valentin Schneider dies merkte, nahm er die guten Eier aus dem Neste heraus und legte dasselbe bis oben an voll weiche Eier. Nun hatte Clauert einen Stieffohn, Gregor Michel genannt, der wußte jenen Ort auch, wo man die Eier fand, und ging deshalb eines Morgens hin, die Eier auszunehmen und das Frühstück anzurichten. Als er aber zu dem Loche hineingriff, bekam er von jenen weichen Eiern die Hand so voll, daß er schnell wieder zurückfuhr und eilends davon lief. Gregor Michel glaubte, sein Stiefvater hätte ihm diesen Possen gespielt, schwieg jedoch stille und dachte es bald zu erfahren; er wusch sich schnell die Hände wieder rein und stellte sich dann, als wäre er krank. Da nun Clauert diesen seinen Sohn sehr lieb hatte und sah, daß derselbe so traurig war, fragte er ihn, „was ihm denn fehle?“ Dieser antwortete dem Vater: „er möchte gern einmal frische Eier essen, wüßte sie aber nicht zu bekommen.“ Da sagte Clauert: „Gieb dich nur zufrieden, da soll bald Rath geschafft werden,“ und lief alsbald nach alter Gewohnheit auf den Hof, um Eier zu holen. Sein Sohn Gregor lief aber unterdessen auf den Boden im Hause, um von dort aus zu sehen, ob Clauert auch in das Nest hinein greifen würde, woraus er schließen könnte, ob sein Vater oder ein Anderer ihm jene Schalkheit erzeugt hätte. Clauert war von Person nicht groß. Deshalb konnte er auch das Nest

nicht so gut erreichen als sein Sohn, der ein langer Mensch war, sondern mußte sich an der Wand festhalten. Da er die Eier in etlichen Tagen nicht geholt hatte, so meinte er einen guten Griff zu thun und langte deshalb mit Freuden hinein bis an die Aermel.



Da war ihm die ganze Faust von jenen weichen Eiern gesalbt. Er erschrak darüber, äußerte jedoch seinen Unwillen nicht, sondern schwieg stille. Daraus konnte Gregor Michel abnehmen, daß sein Vater ebenso wie er betrogen war, und dies mit anzusehen machte ihm so viel Freude, daß er vor Lachen auf den Boden niederfiel und sich kaum wieder ein wenig erholen konnte. Da kam Clauert in's Haus gelaufen, rief seine Frau und sprach zu ihr: „Du wirst wohl unsern Hühnern viel Brod zu fressen geben?“ „Traun nein,“ erwiderte die Alte, „ich gebe ihnen kein Brod.“ „Wie kommt's denn,“ sagte Clauert weiter, „daß sie solche Wind-eier ohne Schalen legen?“ und zeigte ihr dabei seine Faust. Da

fieng sie heftig an zu schelten, daß er sich so beschmußt hatte. Doch zeigte er ihr fortwährend die Faust und sagte: „Sind das die Eier?“ Darüber mußte Gregor Michel noch viel heftiger lachen und schrie zum Vater herab, er solle stille schweigen, sonst müsse er sich todt lachen. Clauert folgte ihm, damit nur sein Sohn am Leben bliebe.

Wie Clauert wollte ein Schwein schlachten lassen und noch keins hatte.

In der Mark Brandenburg ist es gebräuchlich, daß Jedermann zu Fastnacht gern ein Schwein schlachtet und gute Kuchen bäckt. Diese Gewohnheit wollte Clauert auch fest halten, damit er nicht für den Geringssten angesehen würde. Er schickte deshalb zu seinem Nachbar, Peter Walter, er solle am folgenden Tage zu ihm kommen und ihm ein Schwein schlachten. Dieser glaubte, daß es sich wirklich so verhalte; er nahm daher des andern Morgens sein Werkzeug und ging hin zu Clauerten. Als er in die Stube trat, fragte er: „ob das Wasser heiß wäre, das Schwein zu brühen?“ „Ja, lieber Nachbar,“ erwiderte Clauert, „das Wasser ist heiß genug, aber das Schwein ist noch nicht vorhanden; setzt euch nur einstweilen nieder, und wartet ein wenig, ich will einen von meinen Nachbarn bitten, daß er mir ein fettes Schwein leihen möge.“ Darüber wurde der Fleischer zornig, fluchte und geberdete sich gar übel, daß er ihn als einen alten Mann so zum Narren gehabt hätte. Clauert versprach und gab ihm auch eine Zeche Bier, so daß er nun mit ihm zufrieden war. Dann ging er hin zum Wassermüller und sagte zu ihm, daß er eine Bitte an ihn habe, die er ihm jedoch zuvor gewähren möchte, ehe er sie vorbringen könnte. Der Müller wollte sie ihm nicht zusagen, außer wenn er sie vernommen hätte, und wollte wenigstens wissen, ob sie ihm zu erfüllen möglich, aber auch nicht schädlich wäre. Clauert sagte, der Müller hätte es, was er wünschte, und könne es auch thun, wenn er nur wollte, und erzählte ihm sodann den ganzen Handel: wie er den Fleischer bestellt, wie es ihm aber nachher an einen Schweine gemangelt hätte; darüber

sei der Fleischer zornig geworden, und er selbst werde zu Fastnacht weder Braten noch Kuchen essen können, wenn ihm der Müller nicht ein fettes Schwein leihen wolle. Der Müller entschuldigte sich und sagte, daß bei ihm zwar etliche fette Schweine vorhanden wären, daß aber dieselben dem Herrn Hauptmann Gustachius von Schlieben gehörten; diesen möge er ansprechen; vielleicht könne ihm daselbst seine Bitte erfüllt werden. Da erwiderte Clauert: „Wenn die Mäuse mit den Katzen fressen wollen, so müssen sie einer scharfen Tischzucht gewärtig sein; dieses müßte ich für mich auch befürchten, wosern ich den Hauptmann darum ansprechen würde; deshalb will ich doch lieber meine Fastnacht bei andern Leuten halten.“

Wie Clauert drei Schreiber auf die Schweinsjagd führte.

Gustachius von Schlieben, Hauptmann auf Trebbin und Possen, hatte Clauerten stets bei sich, besonders wenn er zu Trebbin war; denn dieser vertrieb ihm immer mit kurzweiligen Possen die Zeit. Weil nun für Clauerten Niemand zu klug war, daß er ihm nicht hätte als Narr dienen müssen, so legte ihm Gustachius von Schlieben alle möglichen Possen vor, die er ausführen mußte. So sagte er auch unter Anderm einmal zu Clauerten: „Lieber Hans, kannst du auch meine Schreiber veriren?“ „Ja, Herr Hauptmann,“ antwortete Clauert, „das will ich wohl thun, wenn ihr mich nur in Schutz nehmen wollt.“ Dies versprach ihm der Herr von Schlieben. Nun war damals eine so strenge Kälte, daß alle Gewässer mit Eis bedeckt waren, und in einer Nacht fiel der Schnee fast Knies tief. Da kam Clauert des Morgens früh in das Schloß zu Trebbin, nachdem er sich gewaltig im Schnee gewälzt hatte, und sagte, „er wisse ganz nahe ein ausgezeichnet schönes Schwein; er würde es auch gewiß gefangen haben, wenn er nur zwei Gehülfen bei sich gehabt hätte; denn er hätte sich dreimal mit dem Schweine im Schnee überworfен.“ Der Hauptmann befahl die Rege aufzuladen und ließ seinen Dienern melden: „wer Lust hätte mit auf die Schweinsjagd zu ziehen,



der sollte sich nur bald fertig machen. Die beiden Amtsschreiber von Trebbin und Zossen sowohl als auch des Hauptmanns Geheimschreiber waren überaus froh, daß sie einmal die Erlaubniß hatten, auf die Jagd zu ziehen. Sie gedachten dabei eine ritterliche That auszuführen und forschten daher auf's Sorgsamste, an welchem Orte das Schwein zu finden wäre. Clauert sagte, dahin wollte er sie bald bringen. Zwei von ihnen machten sich zu Fuße auf; der Amtsschreiber von Zossen aber, Antonius Schaff genannt, konnte nicht zu Fuße gehen. Dieser setzte sich daher auf einen Bauernwagen, der die Reze führte, und nahm dazu noch einen Fuchspelz um. So gingen und fuhren sie mit einander über den Galgenberg, wo Clauert die Reze aufzuziehen befahl und jeden Schreiber für sich besonders an einem Punkte vor den Rezen in den Sträuchern aufstellte, um daselbst auf das Schwein zu warten; denn dort sollte es herkommen. Zu Antonius Schaff aber sagte er: „Lieber Herr Amtsschreiber, ihr werdet euch in dem Busche nicht gut mit dem Pelze behelfen können; gebt mir ihn her, ich will euch denselben tragen; und wartet ihr an diesem Platze, denn das Schwein liegt nicht weit von hier; ich will mit den Bauern von der Christindorfischen Furth her jagen.“ Den Bauern aber befahl Clauert, sie sollten nur weidlich schreien und hezen, wenn sie auch nichts sehen noch spüren würden, und ging dann mit dem Pelze nach Trebbin zurück. Die Bauern, die wohl wußten, daß niemals ein Schwein dorthin gekommen war und daß auch keins daselbst zu finden sein würde, thaten, wie ihnen Clauert befohlen hatte; sie durchliefen das Gebüsch in die Quere und in die Länge, schrieen und hezten und kamen in mehr als drei Stunden nicht zu dem bestimmten Orte. So ließen sie denn die Schreiber mit ihren Schweinsspießen warten, bis dieselben vor Kälte fast halb erstarrt waren. Da wurden sie endlich der Bauern ansichtig und fragten nach Clauerten. Die Bauern aber sagten zu ihnen, Clauert sei gleich im Anfange wieder nach Trebbin zurückgegangen.

Die Schreiber konnten vor Kälte kaum noch stehen, und besonders Antonius Schaff, der nicht einmal gehen konnte, sondern

wieder fahren mußte. Sie wagten sich alle drei vor Schaam nicht zu ihrem Hauptmann und hätten gern an Clauerten Rache genommen, wenn sie ihn an einem passenden Orte hätten bekommen können. Clauert aber hatte es längst vorher dem Herrn von Schlieben berichtet, wie die Sache angestellt und ausgerichtet worden wäre; deshalb fragte der Herr von Schlieben fortwährend: „Wo sind denn meine Schweinsstecher?“ Die Schreiber aber hätten darüber vor Wuth zerbersten mögen.

Clauerten aber, der hinter dem Kachelofen stand, nahm der Hauptmann von Schlieben in Schutz und sagte dagegen zu seinen Schreibern: „O ihr Thoren! ich hätte geglaubt, ihr wäret klug genug; wisset ihr denn nicht, daß Clauert ein Schalk ist, und glaubt doch seinen Worten? und ihr laßt euch auch noch dazu die Pelze ausziehen, während ihr doch seine Büberei oft genug gesehen und erfahren habt? Wohl an, ihr sollt mit Clauerten nicht zürnen, sondern ihm dies verzeihen, denn ich habe es ihm befohlen.“ Hier auf gab er den Schreibern und Clauerten bei ihrer Versöhnung so viel Wein, als sie nur trinken wollten, damit dieser Handel beigelegt werden möchte. Als nun der Hauptmann und seine Schreiber mit einander fröhlich waren und der Hauptmann so eben in seinem Becher Rheinwein hatte, sagte er: „Ey Clauert, weil du meine Schreiber so schön angeführt hast, so sollst du auch aus meinem Becher trinken.“ Clauerten schmeckte der Wein sehr wohl; da er aber den Becher auf einen Trunk nicht leeren konnte, sagte er: „Ei pfui dich, es sind doch Hopfenkörner darin! der Wein muß wahrlich bis auf die Hefen abgezapft sein!“ Der Hauptmann erwiderte ihm: „Du Schelm! du mußt die Pestilenz gehabt haben! wenn hast du denn erfahren, daß man Hopfen in den Wein thut?“ So vergaßen sie also des Abends in aller Fröhlichkeit den Schimpf, welcher den Schreibern von Clauerten war angethan worden.

Wie Clauert ein Wahrsager und ein Arzt ward.

Im Lande Mecklenburg hatte Clauert stets seinen Handel gehabt, besonders in der letzten Zeit, wo er sich durch den Vieh-

handel seine Nahrung verschaffte. Da kam er einstmals in ein Dorf, mit Namen Euchstädt, wo er von einigen Bauern dieses Dorfes erfuhr, daß der Gastwirth daselbst vor etlichen Wochen von seiner Frau fortgelaufen wäre und daß die Frau nun an irgend einem Orte Rath suchte, wie sie wieder zu ihrem Manne kommen möchte. Da es nun ziemlich um die Zeit war, wo die Ernte begann, so wußte Clauert wohl, daß, wenn es ein redlicher Mann wäre, der sich zu nähren gedächte, er sich gegen die Zeit der Ernte hin gewiß wieder finden werde. Deshalb sagte er zu der Wirthin, sobald er in's Haus trat: „O liebe Frau Wirthin, ich merke wohl, daß ihr hart bekümmert seid um euren Mann, der euch fortgelaufen ist — als ob er's aus eigener Kunst der Frau ansehen könnte —; wosern ihr mir aber ein Geschenk geben wollt, so wüßte ich sicherlich euren Mann innerhalb drei Wochen wieder nach Hause zu bringen.“ Die Wirthin freute sich über die Rede und erwiderte ihm: „Ach guter Freund, wenn ihr das thun könnt, sollt ihr ein schönes Trinkgeld davontragen.“ Clauert sagte weiter zu ihr: „Das weiß ich gewiß und wahrhaftig, daß er wohl kommen muß.“ Die Wirthin brachte ihm Bier, so viel er nur trinken wollte, mit der Versicherung: wosern ihr Mann innerhalb jener Zeit kommen würde, so sollte es ihm reichlich vergolten werden. Als nun Clauert von dort hinweg gezogen war, kam er in ein anderes Dorf, Künßberg genannt. Da hatte er einige Wurzeln bei sich, die er unter die Biergäste austheilte, wobei er sagte, daß sie gegen viele Krankheiten nützlich zu gebrauchen wären. Unterdessen kam eine junge Bauerfrau hinein, um Bier zu holen. Dieselbe war zwei ganze Jahre hindurch krank und stech gewesen und hatte dabei auch ihre Farbe ganz verloren. Da hatte sie von diesem neuen Meister gehört, daß er vielen Kranken zu helfen wisse; doch wagte sie nicht, denselben in eigener Person anzusprechen, sondern beredete die Wirthin dazu. Diese fragte daher Clauerten, ob er die hier gegenwärtige Frau von ihrer Krankheit befreien könnte; es solle ihm ein schönes Trinkgeld dafür werden. Clauert sah, daß es ein junges Weib war, und sagte: „Dieser Frau wäre wohl etwas beizubringen und von

ihrer Krankheit zu helfen, wenn ich meine Kunst an ihr versuchen sollte.“ Doch sagte er dieses Alles spottweise. Die Wirthin aber fing auf jene Worte noch heftiger an zu bitten, er möchte doch dieser Frau helfen. Da ging Clauert in des Gastwirths Hof, raufte einige Wurzeln aus und brach das Kraut davon ab. Diese Wurzeln gab er dann dem Weibe und sagte: „sie solle dieselben in altem Bier sieden und Maienbutter daran thun, sodann solle sie des Morgens und des Abends davon trinken, so werde sie bald gesund werden,“ obgleich er weder Krankheit noch Wurzeln kannte.

Als nun Clauert von dort hinweggezogen war und in einigen umliegenden Ländern Vieh kaufte, da bereitete unterdessen das Weib die Arznei nach Clauerts Verordnung und wurde davon gesund. Dadurch ward Clauert bei den Mecklenburgischen Bauern sehr berühmt und erwarb sich damit seine freie Zehrung bei ihnen. Als nämlich Clauert nach etlichen Tagen mit dem gekauften Vieh zurücktrieb und wieder in jenes Dorf kam, wo er die Frau gesund gemacht hatte, da kamen bei seiner Ankunft alle Bauern zusammen, brachten allerlei Speise mit sich und leisteten ihm Gesellschaft; außerdem aber gab ihm auch jene Frau daselbst noch einige Tage freie Zehrung.

Nicht weniger Ehre widerfuhr Clauerten in dem andern Dorfe, da jener Gastwirth unterdessen wieder nach Hause gekommen war. Clauert erfuhr es vor dem Dorfe von den Dienstleuten eines Bauern, an welchem Tage der Wirth nach Hause gekommen war. Deshalb trat er um so kühner zum Hause hinein, grüßte die Wirthin und sagte zu ihr: „Was gilt's, ich weiß, an welchem Tage Euer Mann wieder gekommen ist?“ Die Wirthin empfing ihn ganz freundlich, drückte ihm die Hände und sagte ihm herzlichen Dank für die ihr von ihm erwiesene Wohlthat; auch bat sie ihn, er möge doch ja einige Tage bei ihr verweilen, für seine und seines Viehes Nahrung wolle sie schon sorgen. Außerdem steckte sie ihm auch noch mehr Geld zu, als er zu verzehren im Stande war. Von dem Allen wußte aber der Wirth nichts, sondern glaubte, Clauert wäre aus seinem

igenen Beutel so kostfrei. Eines Tages nun, da fast alle Bauern des Dorfes beisammen waren und Clauerten für einen Propheten hielten, wie er bald wohl bemerkte, sagte Clauert: „Lieben Leute, ich wollte augenblicklich meine Kunst sehen lassen und alle Zauberinnen auf die Kirchspitze bringen, so daß sie Jedermann erkennen könnte.“ Darüber erschrafen Etliche gewaltig, die sich schuldig wußten, gaben Clauerten heimlich Geschenke und baten ihn, er möge Solches unterlassen, damit nicht manche unschuldige Frau mit in's Spiel kommen möchte. Seit dieser Zeit aber fürchteten sich jene Frauen alle sehr vor ihm. So konnte Clauert sein Vieh bis etwa auf den Zoll, den er geben mußte, ohne Unkosten herausbringen, während Andere vielleicht mehr verzehren müssen, als sie verdienen können.

Wie Clauert drei Studenten nach Berlin führte.

Einstmals kamen drei Studenten nach Trebbin und kehrten in dem Wirthshause bei Peter Müllern ein. Diese wünschten einen Fuhrmann bis nach Berlin — wie denn überhaupt diese Bursche nicht gern weit zu Fuße gehen. Peter Müller sagte zu ihnen, daß er für solche Leute einen ganz bequemen Fuhrmann wisse, der sie auch ganz sanft fahren werde. Er schickte somit zu Clauerten, der auch alsbald gelaufen kam. Die Studenten tranken ihm volle und halbe Krüge zu, in der Meinung, je mehr sie ihm zu trinken gäben, desto geringern Lohn werde er von ihnen fordern. Clauert trank, bis er genug hatte, wünschte alsdann den Studenten eine gute Nacht und versprach sie des Morgens nach Berlin zu fahren, wofür sie ihm vorläufig einen halben Thaler gaben. Clauert richtete einen Wagen zu und kam des andern Tages mit einem lahmen und magern Pferde vor das Gasthaus gezogen; er ging hinein und fragte die Studenten, ob sie sich aufsetzen wollten? Diese hatten sich zur Fahrt bereit gemacht und meinten, sie würden in kurzer Zeit nach Berlin kommen. Da sagte Clauert zu ihnen: „Lieben Freunde, ich will euch gern fahren, aber das muß ich mir vorbehalten, daß ihr die

Berge hinauf gehen, von den Bergen hinab laufen und wo der Weg gleich und eben ist, nebenher spazieren wollt; sonst möchte ich nicht im Stande sein, mit meinem Pferde dahin zu kommen. Die Studenten wurden unwillig, da sie sahen, daß sie betrogen waren, und verlangten, Clauert solle die Zechen bezahlen und ihnen ihr Geld wieder zurückgeben. Clauert erwiderte: „Ich habe euch nicht gebeten, daß ihr mir solltet zu trinken geben; außerdem hat mein Pferd diese Nacht hindurch jenen halben Thaler am Hafer verzehrt, während es doch vielleicht sein Lebenlang keinen Hafer zu kosten bekommen hatte; wollt ihr nun nicht fahren, so mögt ihr zu Fuße laufen; sonst hätte ich euch übrigens recht gern gefahren, wenn es euch nur gefällig gewesen wäre.“ Die Studenten wagten vor Scham nicht länger zu verweilen; sie bezahlten den Wirth und ritten auf ihren Mutter-Füllen nach Berlin.

Wie Clauert den Bauern von Spernberg Wein holte.

Einstmals geschah es, daß ein Zimmermann, Heinrich Winderhorch, aus Spernberg gebürtig, sich nach Trebbin begab, und als er später daselbst Hochzeit hielt, hatte er die Bauern von Spernberg fast alle dazu eingeladen. Als diese des andern Tages beim Frühmahl den neuen Wein gekostet — es war nämlich gerade um Martini — und dieser ihnen sehr gut gemundet hatte, brachten sie acht Märkische Groschen zusammen, um Wein dafür zu holen. Nun aber war Clauert auch bei ihnen. Dieser hatte nämlich die Bauern an demselben Tage auf sieben Schüsseln zu Gaste geladen, nämlich auf drei leere und auf vier andere, in welchen nichts war. Die Bauern waren auch schon dort gewesen und hatten in den sieben Schüsseln nichts gefunden. Darauf war Clauert mit denselben wieder zur Hochzeit gegangen und erbot sich jetzt, den Bauern für ihr zusammengebrachtes Geld Wein zu holen. Die albernen Leute glaubten es ihm auch, während sie doch erst kurz vorher seine Abenteuer erfahren hatten, indem sie bei ihm zu Gaste gewesen waren und aus leeren Schüsseln hatten essen sollen. Als Clauert das Geld bekommen hatte, nahm er

zwei große zinnerne Kannen und füllte sie mit Wasser. Darauf verabredete sie sich mit einem bekannten Freunde, daß er ihm, wenn er zur Thüre hinein gehen würde, ein Bein stellen solle, damit er Ursache hätte, zu fallen; alsdann wollten sie Beide das Geld vertrinken. So geschah es denn auch. Clauert fiel mit den beiden Kannen in die Stube hinein und goß das Wasser so rein heraus, daß nicht ein Tröpfchen in den Kannen blieb; doch wischte er schnell wieder auf und fiel dem Andern in die Haare; sie warfen einander nieder und stellten sich, als ob es Ernst wäre. Da liefen die Bauern alle herbei, brachten sie wieder auseinander und baten, sie möchten nur Ruhe halten, das Geld wollten sie gern vergessen. Jene Beiden gingen im Zorne hinweg, jedoch nicht weiter als bis an das nächste Haus, wo der Weinfranz ausgesteckt war; dort vertranken sie die acht Groschen. Wollten nun die Bauern den Wein kosten, so mußten sie wieder in die Beutel greifen und anderes Geld zusammenbringen.

Wie Clauert aus Mißverständnis der Worte sich mit einer Magd heftig schalt.

T
In Berlin wohnte ein Bürger, mit Namen Jakob Schulze, der auch zugleich ein Apotheker war. Mit diesem war Clauert sehr gut bekannt und sein vertrauter Freund; deshalb pflegte er auch gewöhnlich seine Herberge bei ihm zu haben, wenn er in Berlin war. Als er nun einstmals bei ihm einkehrte und Beide in Jakob Schulzens Wohnung zechen wollten, ließen sie Bier aus dem Stadtkeller holen. Die Magd blieb mit dem Biere ziemlich lange aus, und weil Clauert bemerkt hatte, daß dieselbe übrigens eine scharfe Hechel war, so sagte er, bevor sie wieder kam, zu Schulzen: „Lieber Jakob, wenn du mir erlauben willst, so will ich mich mit deiner Magd ein Paar Stunden zanken; du darfst dich aber gar nicht darum bekümmern.“ Jakob Schulze, der Clauerts Weise wohl kannte, erwiderte ihm: „Das kann ich schon geschehen lassen.“ Als nun die Magd mit dem Biere kam, sagte Clauert: „Siehe, lieber Jakob, hier gehet die Magd wie eine Jungfrau in Haaren und zu Rüstorf stillt eine Frau ihr

Kind.“ — Dieses Dorf lag nämlich ganz nahe an der Stadt Berlin. — Die Magd sagte: „Das lügst du von mir, wie ein alter einäugiger Schelm und Bösewicht.“ Clauert antwortete: „Du magst sagen, was du willst, es bleibt dennoch wahr, daß du hier als eine Jungfrau gehst; und siehe, lieber Jakob, zu Rüstorf stillt eine Frau ihr Kind.“ Hatte die Magd zuvor heftig gescholten, so machte sie es jetzt noch zehnmal ärger, und dies währte länger als eine halbe Stunde. Da wollte sie endlich zum Bürgermeister laufen und ihn verklagen, daß er beweisen solle, wo und mit wem sie ein Kind gehabt hätte und welche Frau dasselbe stillte. Clauert erwiderte darauf: „Davon weiß ich nichts, daß du ein Kind haben sollst, aber das weiß ich sicher, daß eine Frau zu Rüstorf ihr eigenes Kind stillt und daß du in deinen Haaren gehst wie eine Jungfrau, wofür ich dich auch gehalten habe und noch halte, da ich dir nichts Böses nachzusagen weiß.“ Die Magd konnte vor Zorn Clauerten noch nicht recht verstehen und drohte daher fortwährend, ihn zu verklagen. Da sagte ihr endlich Jakob Schulze, was Clauert eigentlich meine, so daß sie sich nun zufrieden geben mußte, sonst würde der Zank sicherlich nach Clauerts Worten zwei Stunden gewährt und vielleicht dann noch kein Ende genommen haben.

Die Clauert der Vogelsteller des Hauptmanns Gustachius von Schlieben auf Rossen war und diesen zu Gaste lud.

Gustachius von Schlieben hatte Clauerten als seinen kurzweiligen Rath sehr gern bei sich; deshalb nahm er ihn zu seinem Vogelsteller an, was Clauert auch sehr gut verstand. Einstmals bat er seinen Herrn auf dem Vogelheerd zu Gaste, jedoch so, daß der Hauptmann Essen und Trinken mitbringen sollte. Der Herr von Schlieben erbot sich, es zu thun und schickte am folgenden Tage ganz früh zu siedern und zu braten hinaus, dazu auch seinen Koch, der die Mahlzeit bereiten mußte. Mittlerweile kam der Hauptmann selbst mit seiner Mutter Catharina und Hans von Riesen hinaus. Clauert hatte ihnen den Tisch bereitet und trug Essen und Trinken aut. Als sie sich aber zu Tische setzen wollten,

legte Clauert das Seil, mit welchem man die Vogelneze vollzieht, gerade unter Eustachius von Schlieben, nach der Angabe seiner Mutter Catharina. Als sie nun mitten in der Mahlzeit waren, kam Clauert gelaufen und rief: „Ach lauft, Junker, lauft, die Vögel sind auf dem Heerde, ich muß rücken,“ während doch kein einziger Vogel vorhanden war, da den ganzen Tag Rauch und Feuer daselbst gewesen war. Eustachius von Schlieben, der nicht gut zu Fuße war, sagte: „Du Schelm, du mußt die Pestilenz gehabt haben, soll ich denn jetzt laufen, da ich schon seit etlichen Jahren nicht gut habe gehen können?“ und ward ganz zornig auf seinen Vogelsteller. Clauert gedachte seinen Herrn zu versöhnen und sagte, sie sollten ein wenig stille sein, die Vögel kämen häufig geflogen; so solle denn die Mutter Catharina die Vögel berücken, wenn er es nicht vermöchte; denn er wisse wohl, daß diese es längst gewünscht hätte. Er richtete nun das Bret, auf welchem man in der Vogelhütte sitzt, also zu, daß es hinter sich hinabfallen mußte, und sagte dann zu der Hausfrau: „Nun, Mutter Catharina, jetzt sollt ihr Vögel fangen.“ Diese glaubte, die Sache verhalte sich so, setzte sich nach Clauerts Verordnung auf das Bret und zog mit aller Gewalt. Als nun die Leine nachgab, fiel sie mit dem Brete rücklings in die Hütte, so daß der Kopf unten und die Füße oben waren. Eustachius von Schlieben und Hans von Riesen mußten vor Lachen davon laufen, bis sie sich wieder aufgerichtet hatte. So mußten sie Ginz über das Andere lachen, was ihnen doch bei Clauerten nichts Seltenes war.

Wie Clauerts Pferde gefüttert worden und wie sie gesprungen sind.

Einstmals, als Clauert in Züterbock zu Markte war und seine Pferde bei sich hatte, ritt er dieselben zu Wasser. Als sie aber nicht saufen wollten, sagte er zu ihnen: „Fressen wollt ihr wohl, aber saufen mögt ihr nicht!“ während er sie doch daselbst noch in keinen Stall gebracht und ihnen auch weder Heu noch Hafer gegeben hatte. Des andern Tages begegnete ihm daselbst ein guter Freund auf dem Markte, der es mit angesehen hatte,

wie Clauert am vorigen Tage seinen Pferden hatte zu fassen und nichts zu fressen geben wollen. Deshalb fragte er ihn: „Clauert, was machen denn eure Pferde?“ Clauert erwiderte: „Meine Pferde liegen im Stalle und springen wie die Böcke; ich habe sie heute noch nicht gesehen.“ Daraus kann man wohl abnehmen, wie sorgfältig seine Pferde abgewartet, gefüttert und getränkt worden sind.

Wie Clauert Herr und Narr im Hause ward.

Wenn Hans Clauert gefragt ward, wer zu Trebbin ein böses Weib hätte, so pflegte er zu sagen: „er wisse sonst Keinen, als nur einen Einzigen, der daselbst Bürger geworden wäre, und der ein sehr böses Weib hätte; derselbe hiesse Jedermann und unter diesen Orden rechne er auch sich selbst mit, da er ein gar herbes Kraut im Hause hätte.“ Weil aber Clauert sehr kurzweilig und scherzhaft war, wie auch aus seinen Geschichten wohl zu sehen ist, so hatte ihn ein Jeder gern bei sich, ungeachtet sie für ihn stets bezahlen mußten.

Einstmals nun waren die Rathsherren versammelt und hatten Clauerten auch bei sich. Dieser war seit einigen Tagen nicht viel in seinem Hause gewesen, weshalb seine Frau sich bewogen fühlte, ihn zu suchen. Sie fand ihn endlich und deckte ihn mit häßlichen Schimpfreden zu. Clauert aber saß vor dem Tische und that, als hätte er es nicht gehört; er trank herum und machte sich lustig. Die Rathsherren riefen die Frau herbei und boten ihr zu trinken an. Darüber ward sie noch grimmiger, schalt noch viel heftiger als zuvor und ging mit vielem Brummen davon. Als sie nun hinweggegangen war, sprach Einer nach dem Andern zu Clauerten: „Hans, ihr mögt nun wohl nach Hause gehen und euch baden lassen, denn die Lauge ist gut gewärmt.“ Clauert erwiderte: „Wie so? warum sollte ich denn nicht nach Hause gehen?“ Die Herren sagten zu ihm: „Habt ihr nicht gehört, wie euer Weib euch die Lektion gelesen hat? Geht nur nach Hause, sie wird euch willkommen heißen.“ Clauert antwortete: „Meine Frau sollte mir ein böses Wort geben? das kann ich nicht

glauben; meine Frau soll heute noch mit mir tanzen!“ Darüber mußte ein Jeder lachen und sie wetteten mit ihm um eine Tonne Bier, wofern sie ungebeten und ohne Nachricht, daß er gewettet hätte, mit ihm tanzen würde. Clauert sagte: „Das sollt ihr bald erfahren, und damit ihr ganz sicher wißt, daß es wahr sei, so sendet aus eurer Mitte zwei Männer mit mir, die es mit ansehen und mit anhören können, ob sie nicht ungebeten mit mir tanzen wird.“ Die Rathsherren schickten zwei Männer mit ihm. Diesen befahl Clauert in seinem Hause vor der Stubenthüre zu warten und durch ein kleines Fensterchen, welches aus dem Hause in die Stube ging, hineinzuschauen, wo sie Alles genau sehen und hören konnten, was sie in der Stube begannen.

Als nun Clauert in die Stube kam, saß seine Frau am Rachelofen und spann. Clauert sagte zu ihr kein Wort, sondern stützte beide Hände in die Seiten, tanzte in der Stube auf und nieder, hin und her, und sang sich selbst ein Tanzliedchen dazu mit folgenden Worten: „Und bin ich denn nicht Herr im Haus? und bin ich denn nicht Herr im Haus?“ Diese Worte wiederholte er in Einem fort. Darüber ward das Weib so grimmig, daß sie vor Zorn hätte zerbersten mögen. Endlich konnte sie es nicht länger mehr aushalten; da nahm sie im Zorne ihren Rocken und warf ihn hinter den Ofen; dann setzte sie auch beide Hände in die Seiten, tanzte hinter ihrem Manne her, und wenn Clauert seinen Tanz sang: „Und bin ich denn nicht Herr im Haus &c.“, so sang sie jedesmal dagegen: „Und bist du denn nicht Narr im Haus? &c.“ Diesen Tanz trieben sie so lange, bis die zwei Rathsherren im Hause mit heller Stimme anfangen zu lachen.

Als Clauert dies hörte, ging er stillschweigend wieder aus der Stube hinaus und mit den zwei Abgesandten zu der Versammlung der Rathsherren zurück, und ließ seine Frau zu Hause singen und tanzen, so viel sie wollte. Jene zwei Männer aber, die mit dort gewesen waren, erzählten den Rathsherren, wie Clauert es gemacht, damit seine Frau ungebeten getanzt und auch dazu gesungen hätte. Da wurden sie vor Lachen alle erschüttert und gaben Clauerten die Tonne Bier gern gewonnen, welche

sie auch am folgenden Tage in aller Fröhlichkeit mit einander austranken.

Wie Clauerts Knecht die fallende Sucht ankam.

In allen Dörfern, die um Trebbin herum liegen, war Clauert sehr gut bekannt; daher verschlief er auch ihre Gastereien und Kirchweihfeste nicht, wosern er nur frisch und gesund war. So war er denn auch einmal zum Schulzen nach Tremendorf zum Kirchweihfeste gefahren und hatte dahin auch seine Margaretha mit sich genommen. Diese trieb ihn des andern Tages fortwährend an, er solle mit ihr nach Hause fahren; sie ließ auch die Pferde anspannen und setzte sich auf den Wagen, wo sie dann auf ihren Mann wartete. Clauert aber war nicht gewohnt, das Kirchweihfest so schnell wieder zu verlassen und so bald nach Hause zu fahren, sondern pflegte oft volle acht Tage dabei zu verharren. Deshalb sann er auf Mittel und Wege, wie er eine Ursache bekommen könnte, daselbst zu bleiben. Seine Frau schickte den Knecht zu ihm hinein, der seinen Herrn herausholen sollte; der Knecht aber war schon ziemlich betrunken. Als nun der Schulze noch eine ziemliche Kanne Wein hineinbrachte, in welche wenigstens drei Kösel gingen, sagte Clauert zum Schulzen: „Was gilt's, mein Knecht soll diese drei Kösel Wein auf einen Zug austrinken?“ Da setzte Clauert sowohl als auch der Schulze, Jeder einen Thaler dagegen. Der Knecht wollte seinen Herrn nicht verspielen lassen und soff den Wein in einem Trunke aus. Darauf sagte Clauert: „Lieber Schulze, bringet die Kanne noch einmal voll Wein, ich will wetten, mein Knecht säuft dieselbe noch einmal aus!“ und setzte dabei jene zwei Thaler auf den Tisch. Der Knecht gedachte seinen Herrn reich zu machen, nahm die Kanne voll Wein und soff dieselbe zum zweiten Male in einem Zuge aus. Da vermochte er aber die Kanne kaum auf den Tisch zu setzen; er fiel vor Trunkenheit hinterrücks in die Stube, als ob man ihn darnieder geschlagen hätte, blieb liegen und regte sich nicht.

Clauert ging zu seiner Frau hinaus, stellte sich, als ob er erschrocken wäre, und sagte: „Ach liebe Margaretha, steige von dem Wagen herab und komme eilends herein, denn uns ist ein großes Unglück begegnet. Die Frau erschrak und folgte ihm nach bis in des Schulzen Haus, wo sie ihren Knecht vor dem Tische liegend fand. Clauert sagte zu ihr: „Siehe, liebe Margaretha, es ist nur gut, daß wir noch so lange hier geblieben sind, was hätten wir sonst auf dem Wege mit unserm Knechte anfangen wollen, wenn er da die fallende Sucht bekommen hätte? er würde uns sicherlich alle Beide um das Leben gebracht haben, ja, wo nicht auf eine andere Weise, so wären wir doch ertrunken.“ „Ei,“ sagte die Alte, „habe ich doch solches nie an unserm Knechte gesehen oder bemerkt, und er ist doch so lange Zeit bei uns gewesen.“ Clauert aber sagte: „Es ist doch gut, daß wir hier verharret haben; ich will um dieses Unglücks willen auch in drei Tagen noch nicht von hier hinweggehen.“

Wie Clauert mit purpurianischem Tuche einen guten Markt hielt.

Wenn Clauert vielleicht an einem bekannten Orte war, so versammelten sich daselbst Viele um ihn, um der Ursache willen, daß sie viele kurzweilige Dinge von ihm hörten. Besonders aber war die Karte nicht weit von ihnen, weil sie wußten, daß Clauert dieselbe sehr lieb hatte. So kam er denn auch einmal nach Teltow zu einem guten Freunde, wohin sich sogleich Etliche versügten, welche Alle gute Zechbrüder von ihm waren. Als diese vernahmen, daß Clauert Geld bei sich hatte, ließen sie alsbald eine Karte holen, setzten sich mit Clauerten zusammen und gewannen ihm sein Geld so ganz und gar ab, daß er keinen Pfennig mehr hatte. Da setzte er vier Ellen purpurianisches Tuch zu, in der Hoffnung, daß er von seinem Gelde etwas wieder bekommen möchte. Aber sein Unglück war so groß, daß er diese vier Ellen Tuch auch noch verlor. Da ging er des Abends vor die Thür hinaus, sah sich weit um und sprach: „Bin ich doch so alt geworden und habe nicht gewußt, daß die Leute hier zu Teltow das

purpurianische Tuch so gut kennen und daß dasselbe hier so gut abgeht; ich habe eben nicht mehr als die schlechten vier Ellen bei mir gehabt und hätte doch schon vor langer Zeit mit solchem Tuche viel Geld erwerben können, wenn ich gewußt hätte, daß es hier so gut wäre verkauft worden; wohlán, sie sollen mir es ein andermal theuer genug bezahlen!“ So ging er traurig hin, legte sich auf eine Bank und gedachte zu schlafen; aber das purpurianische Tuch machte ihm so viel schwere Gedanken, daß er vor Kummer nicht einschlafen konnte. Nun war in demselben Gasthause noch ein Anderer, der am Tage wohl gesehen hatte, daß Clauert einen Beutel voll Geld gehabt; er wußte jedoch nicht, daß er es verspielt hatte. Dieser meinte, Clauert wäre eingeschlafen, und gedachte daher eine gute Beute davonzutragen; er schlich deshalb heimlich hinzu und griff Clauerten in den Beutel. Clauert schwieg dazu Anfangs stille, ungeachtet er es wohl hörte und fühlte; endlich jedoch fing er an und sagte: „Suche du nur, mein lieber Sohn, suche, ob du etwas finden kannst; ich habe die ganze Nacht gesucht und doch keinen Heller mehr finden können.“ Da ließ der Dieb seinen Mantel und seinen Hut liegen und lief davon, so daß Clauert doch wenigstens noch eine Zechen davon bezahlen konnte, während er sonst vielleicht gar seinen eigenen Mantel hätte im Stiche lassen müssen.

Wie Clauert seine Sachen mit sieben Ehebrechern bezeugen sollte.

Nach Westendorf, welches eine Meile Wegs von Jüterbock entfernt liegt, kam Clauert einmal in großem Regen gewandert. Daselbst saßen im Gasthof zum Krüge ein ganzer Tisch voll Gäste. Als diese die Mahlzeit angefangen hatten, trat Clauert in die Stube hinein und grüßte die Gäste mit seltsamen und lächerlichen Worten. Unter Anderm sagte er auch: „Wofern ich mit euch essen sollte, so wäre es eine gute Mamer.“ Unterdessen kam ein Kriegsmann hinein und empfing Clauerten, den er sehr gut kannte. Die andern Gäste fragten den Wirth, was das für ein Abenteuerer wäre. Der Wirth nannte ihnen seinen Namen und

sagte, daß er Hans Clauert heiße. Unter Andern saß nun Einer mit zu Tische, der aus einem Dorfe nicht weit von dort gebürtig war; dieser fragte ihn: „Boztausend, seid ihr der Clauert? Von euch habe ich viel gehört, aber ich habe euch mein Lebenlang nicht gesehen noch gekannt; kommt doch näher zu uns heran und sagt uns, was euch in solchem schlechten Wetter herausgejagt hat?“ Auch bat er zugleich, Clauert möge sich zu ihnen niedersetzen. Clauert merkte wohl, daß er hier einen solchen Mann gefunden hätte, der die Zehrung für ihn auslegen könnte; deshalb gedachte er für's Erste Bekanntschaft mit ihm zu machen. Weil er nun die Andern, die mit am Tische saßen, wohl kannte, wer sie waren, so sprach er: „Ach nein, mein lieber Herr, niedersetzen darf ich mich nicht; denn ich bin reisefertig und habe eine schwere Sache zu verrichten, um deretwillen ich auch das schlechte Wetter nicht scheuen darf.“ Je mehr er ihn aber nöthigte, sich niederzusetzen, desto mehr weigerte sich Clauert, bis er endlich sagte: „Wenn ich aber wüßte, daß ihr euch sämmtlich meiner Sache annehmen und mir aus meiner Noth helfen wolltet, so könnte ich wohl diesen Tag bei euch verweilen.“

Jener bat, er möge seine Sache vorbringen, wofern sie ihm zu dienen wüßten, so solle er sie gewiß bereitwillig finden. Darauf sagte Clauert: „Ach liebe Herren und gute Freunde, ich bin so hart von meiner Frau verklagt worden, daß ich nicht mehr in unserm Lande bleiben darf, und ob ich schon unschuldig bin, so ist mir doch auferlegt worden, binnen drei Tagen zu erscheinen und meine Unschuld mit sieben Ehebrechern zu bezeugen; in dieser Sache werden wir doch Etliche von Euch, wie ich nach eurem Anerbieten hoffe, dienlich sein können.“ Die Leute wurden allesammt schamroth und wußten nicht, was sie antworten sollten; sie fingen an, sich zu entschuldigen und sagten, daß ihr Zeugniß Clauerten keinen Nutzen bringen würde, weil sie keine Ehebrecher wären, und das Gericht würde ihnen daher auch gar nicht gestatten, in dieser Sache für ihn zu zeugen. Clauert kratzte sich hinter den Ohren und rief mit lauter Stimme: „Ich bin nun dreier Herren Länder durchlaufen und habe solche Zeugen gesucht; aber

Keiner will sich meiner erbarmen, ob sie es gleich sehr wohl thun könnten; auch hier will sich Niemand dazu verstehen und ich armer Mann muß nun so elend verjagt sein.“ Dann zeigte er an den Tisch auf zwei unter Venen, die dort saßen, welche er sehr genau kannte, und sprach weiter: „Und besonders ihr Beide könntet mir in dieser Sache wohl dienen und mich aus der Noth erretten, wenn ihr nur wolltet; sie thun aber, als ob sie es nicht hörten, wenn ich sie darum anspreche.“ Der Fremde merkte wohl, daß Ehebrecher unter den Gästen waren, wollte sie jedoch nicht weiter beschweren lassen; er zog deshalb Clauerten zu sich an den Tisch, hieß ihn essen und trinken, indem er sagte, er wolle es gern für ihn bezahlen, und fing an von andern Sachen zu reden. Clauert gab ihm auf Alles hinreichende Antwort und trieb so viel Possen, daß sie Alle an diesem Tage von dort abzureisen vergaßen.

Wie Clauert einen Schneider betrogen.

Zu Prenzlau wohnte ein Schneider, der von sich die hohe Meinung hatte, daß Niemand so klug wäre, als er. Dieser hatte besonders auch Gemeinschaft mit Clauerten, wenn er daselbst war, und hatte ihn bisweilen mit Worten zum Besten. Da gedachte ihm Clauert einmal einen Beutepfennig zu verehren, daß er seiner wohl dabei gedenken möchte. Er ging eines Tages hin zu jenem Schneider und fragte ihn: „Ob er ihm auch aus drei alten Röcken ein Fastnachtskleid machen könnte?“ Der Schneider glaubte, Clauert werde ein solches Kleid zu seinen Abenteueru gebrauchen wollen, und sagte: „Ja, wenn du mir die drei Säcke bringst, will ich dir wohl eins daraus machen.“ Clauert vergaß sein Vorhaben nicht; er ging hin in's Spital zu den alten Begynnen und sagte zu denselben, daß ein adeliger Herr ein ganz schwarzes Tuch verordnet hätte, um drei von ihnen und besonders die drei ältesten, die unter ihnen wären, damit zu bekleiden und ihnen Mäntel und Röcke daraus machen zu lassen. Die Begynnen freuten sich; sie zankten sich jedoch erst eine gute Weile mit einander, welche drei von ihnen gekleidet werden sollten. Clauert

sagte: „Ihr lieben Mütterchen, es bedarf keines Zankes, sondern welche die drei Aeltesten sind, die mögen mir nachfolgen; ich will sie hin zu dem Schneider führen, der die Kleider machen soll; denn die Aeltesten können sich doch am Wenigsten erwerben.“ Die Begynnen waren so alt und wohlbetagt, daß sie kaum gehen konnten; dennoch folgten sie Clauerten in dem tiefen Rothe nach bis zu des Schneiders Haus. Da führte sie Clauert hinein und hieß sie hinter der Hausthüre sich niedersetzen; er selbst ging in die Stube zu dem Schneider, der eben auf der Werkstatt saß und arbeitete, und sagte zu ihm: „Willst du mir denn das Fastnachtskleid noch machen, wie du mir versprochen hast?“ Der Schneider antwortete: „Ich habe dir's doch gesagt, du solltest erst die Säcke herbringen; dann will ich dir es machen.“ Clauert sprach: „Ich habe dieselben hinter der Thür im Hause niedergelegt, da wirst du sie schon finden.“ Der Schneider hatte gerade nothwendige Arbeit; deshalb betrachtete er die Säcke nicht gleich und dachte, dieselben würden doch nicht so ganz schlecht sein, daß er aus dreien derselben nicht ein solches Kleid machen könnte. Darauf ging Clauert in seine Herberge zurück. Zu den alten Weibern aber sagte er, als er fortging: „Ihr müßt hier ein wenig warten, bis der Meister fertig sein wird, dann will er euch das Maß nehmen.“ Diese warteten gern noch so lange, zumal da sie vom Gehen müde waren. Als nun der Schneider über eine gute Weile aus seiner Stube ging, fand er die alten Begynnen hinter der Hausthür sitzen; da erschraf er und fragte sie: „Was ihr Begehren sei?“ Die Weiber antworteten ihm: „Wir warten hier, daß ihr uns die Röcke und Mäntel abmessen sollt, die uns der Edelmann bei euch bestellt und zu denen er euch das Tuch überliefert hat.“ Der Schneider entschuldigte sich, daß er kein Tuch empfangen hätte und noch viel weniger von ihren Röcken etwas wüßte. Die Weiber sagten: „Ihr habt es empfangen; wir sind ja von dem Manne, der neuerlich bei euch in der Stube gewesen ist, deshalb hereingeführt worden, daß ihr uns kleiden sollt.“ „O lieben Mütterchen,“ erwiderte der Schneider, „dieser Mann ist ein arger

Schall; Ihr seid von ihm betrogen worden.“ Er gab von den Weibern jeder drei Pfennige, damit er ihrer nur los würde, und schickte alsbald zu Clauerten in seine Herberge, und ließ ihm sagen, Clauert solle zu ihm kommen, er wolle ihm das Maß zum Kleide nehmen. Clauert aber antwortete: „O nein! zu solchen Kleidern braucht man kein Maß; es kommt nicht so viel darauf an, wenn es auch nicht so ganz passend gemacht wird.“

Wie Clauert einen Kannengießer betrog.

Zu Spandau wohnte ein Kannengießer, der viel von Clauerten gehört und ihn doch noch nie gesehen hatte, und der deshalb gegen viele Leute sich oft hatte verlauten lassen, daß er doch gern Clauerts Bekanntschaft machen möchte. Als nun Clauert einstmals dorthin gekommen war und jenen ganzen Tag lang, welchen er sich dort aufhielt, viel lächerliches Zeug ausgeführt hatte, machte ihn zuletzt der Wirth mit dem Wunsche des Kannengießers bekannt, daß ihn nämlich derselbe auch gern kennen möchte. Darauf sagte Clauert: Gebt euch nur zufrieden, Herr Wirth, bis Morgen soll er mich schon kennen.“ Er vergaß es auch nicht, sondern schickte des andern Morgens früh, ehe es noch recht Tag war, zu jenem Kannengießer hin und ließ ihm sagen: „es wäre ein Mann in dem Gasthause, der käme von Hamburg und hätte eine Partie gutes Zinn mit sich gebracht, welches er gern wolle vergießen lassen; doch wünsche er es vorher zu wägen; deshalb ließ er den Kannengießer zugleich bitten, er solle sein Gewicht mit sich bringen, wenn er ihm die Arbeit zu machen gedächte. Der Kannengießer ließ sich nicht erst lange bitten, sondern folgte dem Mädchen alsbald nach. Nun hatte Clauert unterdessen in der Küche neben dem Feuerheerd ein reines Plätzchen gekehrt und einen ziemlich großen Haufen gelbes Zinn darauf gelegt. Als der Kannengießer kam, fragte ihn Clauert im Finstern: „Seid ihr der Meister?“ Dieser antwortete: „Ja.“ Clauert fragte weiter: „Habt ihr auch euer Gewicht mitgebracht?“ „Ja freilich,“ erwiderte der Kannengießer. Da nahm Clauert

ein Licht in die Hand und sagte zu ihm: „Ich hätte gern zu einem Goldschmied geschickt, aber diese haben keine so großen Gewichte; wohlan denn, Meister, kommt her und wiegt mir diesen, wie viel Pfund mag er denn wohl haben?“ Damit zeigte er ihm jenen Haufen Zinn und leuchtete dazu mit dem Lichte. „Ei so wiege ihn doch der Teufel,“ antwortete der Kannengießer, „und ich nicht.“ Dabei dachte er jedoch an Clauerten, sah ihn ganz starr an und fragte: „Bist du nicht Clauert?“ Dieser gab ihm zur Antwort: „Ja, gestern Abends war ich's noch. Da sagte der Kannengießer: „Du alter einäugiger Schelm und Bösewicht, habe ich in den Tagen meines Lebens doch so viel von dir gehört, und muß in meinem Alter noch von dir betrogen werden.“ Clauert erwiderte: „Guter Freund, erzürnt euch nicht; habt ihr mich doch wollen kennen lernen; dieses ist in keinem Argen geschehen; kommt herein, wir wollen das Frühstück mit einander verzehren und weitere Bekanntschaft machen.“ Solches hörte der Wirth, kam ebenfalls heraus und versöhnte sie Beide mit einander. Clauert bezahlte Essen und Trinken für den Kannengießer und Beide blieben hierauf gute und vertraute Freunde.

Wie Clauert einem Juden alte Märker verwechselte.

Als die Juden in der Mark Brandenburg waren, fragten sie stets nach alter Münze, und überall, wo sie dieselbe zu bekommen wußten, hielten sie einen Wechsel.

Dieses wußte Clauert sehr wohl; er ging deshalb einstmals zu einem Juden und fragte ihn, „ob er nicht alte Märker einwechselte?“ Der Jude fragte erst, „wie viel derselben wären?“ Clauert antwortete: „Ungefähr ein Paar Tausend und zwar die Allerältesten, die gegenwärtig vielleicht mögen gefunden werden.“ Da nun den Juden keine Münze so lieb war, als die Märkischen Groschen, so trug derselbe zu essen und zu trinken auf und machte Clauerten gehörig satt, bis er nicht mehr trinken konnte. Dann sagte Clauert zu dem Juden: „Kommt nun mit mir, ich will euch an den Ort führen, wo die Märker zu finden sind.“ Der Jude

glaubte einen herrlichen Gewinn zu erlangen und folgte Clauerten voller Freude nach. Clauert führte ihn auf den Kirchhof zu dem Beinhaus hin und sagte zu ihm: „Siehe da, Jude, hier liegen die ältesten Märker, die in jeziger Zeit zu finden sind; darunter magst du dir die besten auslesen und so viel als dir gefallen werden; denn noch ältere weiß ich dir nicht aufzuzeigen.“ Obgleich der Jude unwillig war, so mußte er doch die Zeche und die Mahlzeit, welche er Clauerten gegeben hatte, verschmerzen; Clauert dagegen spottete seiner noch dazu und ging lachend von ihm hinweg.

Wie Clauert an seiner Stelle den Kerkermeister gefangen legte.

Nach dem großen Brandschaden zu Trebbin, welchen diese Stadt im Jahr fünfundsechzig erlitten hatte, ward den Bürgern daselbst von ihrem Landesfürsten und Herrn, dem Kurfürsten von Brantenburg, erlaubt, auf den Zossen'schen Heiden einige Schock Stämme Bauholz abzuhauen, weil zum Wiederaufbauen der Stadt auf den Trebbinischen Heiden nicht genug Holz zu finden war. Als nun ein Jeder seine ihm angewiesene Anzahl Stämme gefällt hatte, waren Viele unter ihnen, welche aus Armuth das Holz von der Heide nicht nach Hause schaffen konnten, so daß also vieles daselbst in Fäulniß überging. Darüber ward Gustavius von Schlieben, der Hauptmann auf Zossen, auf's Höchste erzürnt und schwur hoch und theuer, „den Ersten, der wieder von Trebbin käme und ihn um Holz ansprechen würde, wolle er in's Gefängniß werfen lassen.“ Dieses wurde den Rathsherren zu Trebbin gemeldet und diese befürchteten, der Hauptmann werde das, was er geschworen hatte, auch sicherlich halten. Deshalb wußten sie nicht, wen sie an den Hauptmann absenden sollten, der bei ihm in Gunst stände; denn die Stadt war noch nicht wieder aufgebaut. Endlich fiel das Loos auf Clauerten, der bei dem Hauptmann sehr beliebt und angenehm war. Diesem versprachen sie wohl doppelte Belohnung und dazu seine freie Zehrung und schickten ihn dann ab, um dem Hauptmanne einen Brief nach Zossen zu überbringen. Clauert

dachte nicht, daß die Sache so sehr gefährlich sein würde; er ließ sich das Botenlohn gefallen und nahm den Brief an. Als er nun nach Zoffen gekommen war und das Schreiben überreicht hatte, sagte der Hauptmann zu ihm: „Du loser Schelm, mußt du denn gerade der Erste sein, der zu mir kommt, um Holz nachzusuchen? nun wohl, ich habe es einmal geschworen und muß also meinen Schwur halten!“ Er ließ sogleich den Wächter rufen und sagte zu ihm: „Komme her und führe mir diesen Menschen in den Thurm hinaus!“ ungeachtet Clauert sonst bei dem Hauptmann in großer Gunst stand. — Auf dem Schlosse zu Zoffen nämlich wurden stets zwei Wächter gehalten, die des Tages zugleich das Wasser in die Küche tragen und dann die Gefangenen beaufsichtigen mußten. — Der Wächter that, wie ihm der Hauptmann befohlen hatte, und führte Clauerten zu dem Thurm hinaus. Dieser war sehr hoch und war damals auswendig mit zwei Leitern versehen, auf welchen man hinaufsteigen mußte, so daß es also auch ziemlich gefährlich war, hinaufzusteigen. Clauert stellte sich als ein gehorsamer Unterthan und ging mit bis zu den beiden Leitern. Dort angekommen, sagte er zu dem Wächter: „Lieber Peter, steige du voran, ich will dir nachfolgen, und zeige mir nur wenigstens, wo ich zum Thurm hineingehen soll, damit ich nicht hinabfalle; denn ich kann mich nicht gut mit dem Gesichte behelfen, und wie ich gehört habe, soll oben im Thurm ein Loch sein, wo man die Uebelthäter hindurch läßt,“ während er doch die Verhältnisse besser kannte, als man es ihm hätte sagen können.

Der Wächter glaubte seinen schallhaften Worten und stieg vor ihm hinauf, bis er in die Thür kam. Da sagte er zu Clauerten: „Hans, hierher, folge mir hierher, wo ich gehen werde!“ Unterdessen ergriff Clauert die Thür und schlug sie hinter dem Wächter zu; er achtete nicht auf sein Schreien und Rufen, stieg wieder zur Leiter hinab und ließ seinen Kerkermeister gefangen sitzen.

Da es nun um die Zeit war, daß man zu Abend essen wollte, so setzte sich Clauert zu des Hauptmanns Dienern,

schwieg still und gedachte die Mahlzeit zu genießen. Die Dienstleute aber konnten das Lachen nicht verhalten. Deshalb ward die Hausfrau veranlaßt, nachzusehen, was da geschehen wäre. Als diese Clauerten sitzen sah, sprach sie zu dem Hauptmann: „Junker, habt ihr denn Clauerten nicht lassen gefangen legen?“ Er antwortete: „Ja; ich bin neugierig, was der Schalk denken wird.“ Die Frau sagte: „Sitzt doch Clauert bei unsern Dienstleuten an dem Tische.“ Da drehte sich der Hauptmann mit seinem Stuhle, in welchem er vor dem Tische saß, herum und sagte zu Clauerten: „Siehe da, Clauert, was machst du denn hier? habe ich dich nicht lassen in den Thurm stecken?“ Clauert antwortete ihm: „Ach ja, Herr Hauptmann, aber ich habe einen Andern an meine Stelle gebracht, der so lange für mich gefangen sitzen will, bis ich gegessen habe; denn die Abendmahlzeit war bereitet und ich habe den ganzen Tag hindurch nicht viel gegessen; deshalb mußte ich auf Mittel und Wege denken, wie ich zur Mahlzeit gelangen könnte. Der Herr von Schlieben sagte: „Ich dürfte wetten, du hast den Wächter eingesperrt?“ Clauert antwortete: „Ja, Herr Hauptmann, ich habe sonst keinen Nähern finden können, der mir diese Gefälligkeit hätte erweisen wollen.“ Da sprach der Hauptmann zu seiner Mutter Catharina: „Das kann nicht ungestraft bleiben; ich will ihn dir übergeben.“ Die Hausfrau forderte Clauerten an ihren Tisch und ließ eine kupferne Kanne voll Wein herauf bringen, welche Clauert zur Strafe austrinken sollte. Da sagte Clauert: „Ach, gnädige Frau! solche Strafe wollte ich alle Tage leiden.“ Der Wächter aber mußte an Clauerts Statt zwei Tage und zwei Nächte im Thurme gefangen liegen.

Wie Clauert früher schon einen Andern an seiner Stelle gefangen setzte.

Auf dieselbe Weise hatte es Clauert zuvor auch zu Trebbin getrieben. Als er nämlich einmal wegen einiger Verbrechen neben einem Weibe, die Reiderin genannt, zu Trebbin in Fesseln gelegt worden war und Beide nun in dem Rathhause gefangen

lagen, kam der Stadtdiener des Abends zu ihnen, brachte Holz und Kohlen und machte ihnen ein Feuer, damit sie sich wärmen könnten. Eine solche Wohlthat gedachte Clauert zu vergelten; er gab Geld her und ließ den Stadtdiener sogleich Bier holen. Clauert stellte sich, als ob er selbst am eifrigsten tränke, nahm jedoch kaum das Bier in den Mund und richtete seine Absicht dahin, daß der Stadtdiener betrunken werden sollte und er selbst nüchtern bliebe.

Als nun der Stadtdiener von dem Rausche überfallen wurde, legte er sich neben Clauerten nieder und schlief ganz fest ein. Clauert nun hatte Achtung darauf gegeben, wo der Stadtdiener die Schlüssel zu den Fesseln gelassen hatte, und wußte daher dieselben leicht zu finden. So machte er sich los von seinen Banden und schloß den Stadtdiener zu dem Weibe hinein. Dann ließ er sie beide liegen und schlafen, nahm die Schlüssel mit sich und ging nach Hause. Er kam nicht eher wieder, als



bis der Tag anbrechen wollte. Da er sie Beide noch schlafend fand, weckte er den Stadtdiener auf und sagte zu ihm: „Stehe auf, du sollst eilends zum Bürgermeister kommen!“ Der Stadtdiener wollte eilends davonlaufen; aber als er sich aufmachte, schleppte er das Weib mit sich fort. Da fing diese an zu schreien: „Ach Clauert! Clauert! haltet still! oder ihr werdet mir den Schenkel ausreißen!“ Clauert antwortete: „Welcher Teufel thut dir denn etwas? ich stehe ja hier ganz stille.“ Da begann der Stadtdiener erst zu bemerken, daß er gefangen war; er bat deshalb, Clauert möge ihm diesen Spott doch ja nicht widerfahren lassen, sondern sich selbst wieder einschließen.“ Clauert aber antwortete ihm: „Da wäre ich ja närrischer als alle Narren, wenn ich dies thäte.“ Mein, mein Freund, gedulde dich nur eine Weile und versuche es auch einmal, was es für eine schöne Kurzweil ist, wenn man gefangen liegt.“ Hierauf ging Clauert hin zum Bürgermeister, brachte ihm die Schlüssel und erzählte ihm, wie er aus dem Gefängnisse wäre befreit worden. Dafür mußte der Stadtdiener zur Warnung drei Tage lang in den Fesseln Gehorsam leisten.

Wie Hans Clauert sein Ende genommen.

Das nächste Jahr nach dem großen Brande folgte das Sterben zu Trebbin und in den umliegenden Dörfern. Deswegen begab sich Clauert aus der Stadt und hielt sich eine gute Zeit in den Wäldern der Herren von Thümen auf. Hier fing er Fische und Vögel, wovon er und seine Genossen, die mit ihm ausgezogen waren, sich sättigten. Da ließen ihnen endlich auch die Herren von Thümen sagen, wofern sie sich nicht sogleich hinwegbegeben würden, so werde man sie mit Gewalt forttreiben. Als Clauert die Nachricht erhalten hatte, daß sie des folgenden Tages kommen würden, um sie zu vertreiben, nahm er ein Stück Holz und bedeckte es mit einem weißen Tuche, als ob es ein Mensch wäre. Da nun die Dienstleute der Herren von Thümen dies sahen, glaubten sie, es wäre Einer von jener Rotte gestorben;

sie ließen deshalb Clauerten und seine Gesellschaft bleiben und ritten davon. Da sie nun in dem Gebüsch lagen, sagte Clauert stets zu seinen Kameraden: „Ach, wie wird der Tod Clauerten in der Stadt suchen, aber daselbst nicht finden!“ Endlich jedoch vermochte er sich vor Kälte nicht länger mehr zu verbergen. Da begab er sich hinweg auf den Thürdamm, wo ihn der Tod fand. Als nun Clauert zu merken begann, daß der Tod bei ihm an-Klopfen wolle, machte er sich näher an die Stadt und legte sich in eine Scheune vor dem Thore. Bevor er sich aber ganz zum Sterben hingab, sagte er: „Hoho! nur sachte, Tod, sachte, du wirst mich doch wohl noch erwürgen?“ Nun ward er immer schwächer. Da kam zufällig einer von seinen guten Freunden vor die Scheune geritten, in welcher er lag; dieser fragte Clauerten, „wie es ihm erginge?“ Clauert antwortete: „Hey! der Tod will mich haben! doch ist hier gut sterben, denn man wird nicht daran verhindert, aus dem Grunde, weil wenig Leute zu Einem



Kommen.“ Er konnte also auch bei seinem Tode seine Schelmerei noch nicht lassen. Zu seiner Frau aber sprach er noch kurz vor seinem Ende: „Ach, liebe Gretha, ich merke wohl, daß ich nun dem Tode nicht mehr entlaufen kann; deshalb will ich dich nur noch um Eines bitten, was du mir gewähren mögest.“ Sie fragte ihn, was es sein sollte? Da sprach er weiter: „Du weißt wohl, daß ich den Bauern mein Leben lang wenig Gutes erwiesen habe; jetzt nun werden alle Bauern, die in den umliegenden Dörfern liegen, auf den Kirchhof hier vor dem Thore begraben; deshalb bitte ich dich, du wollest so wohl an mir handeln und mich ja nicht auf diesen Kirchhof unter den Bauern begraben lassen; denn wir würden uns heftig mit einander raufen und schlagen, wobei ich meine grauen Haare verlieren möchte.“ Nachdem ihm seine Frau diese Bitte zugesagt hatte, machte er in aller Kürze sein Testament, nach welchem Gustachius von Schlieben das Vogelneß, der Schmied den Ambos, der Teufel aber die Karten und Würfel erben sollte, und verschied sogleich darauf. So war also das Ende dem Leben gleich. Seine Margarethe ließ ihn nach ihrem Versprechen in die Stadt tragen und daselbst liegt er denn auch auf dem Kirchhose unter den Bürgern begraben.

INSTYTUT
BADAN LITERACKICH PA
BIBLIOTEKA
100-330 Warszawa, ul. Nowy Świat 71
Tel. 26-58-63



F

23.956

Druck von Otto Wigand in Leipzig.